**Zeitschrift:** Bildungsforschung und Bildungspraxis : schweizerische Zeitschrift für Erziehungswissenschaft = Éducation et recherche : revue suisse des sciences de l'éducation = Educazione e ricerca : rivista svizzera di scienze dell'educazione

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung

**Band:** 17 (1995)

**Heft:** 1: Denk-mal Pestalozzi

**Artikel:** Vater, Lehrer, Führer - Pestalozzis Selbstdarstellung im Spiegel seiner Institutsreden in Yverdon

**Autor:** Springer, Sylvia

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-786118

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Vater, Lehrer, Führer – Pestalozzis Selbstdarstellung im Spiegel seiner Institutsreden in Yverdon[1]

*Sylvia Springer*

*Johann Heinrich Pestalozzi ist als Leiter seiner Institute eine umstrittene Gestalt. Um die Mythen vom «Vater», «Lehrer» und «Führer» Pestalozzi in bezug zur Wirklichkeit des Anstaltslebens zu setzen, werden in diesem Beitrag die Reden Pestalozzis an seine Schüler und Mitarbeiter in Yverdon analysiert; im Mittelpunkt steht die Frage, mit welcher dieser Positionen Pestalozzi sich selbst besonders häufig beschreibt. Dabei wird deutlich, daß Pestalozzi vor allem anderen sein Werk als eine göttliche Mission und sich selbst als Beauftragten Gottes darstellt. Ein wesentlicher Zweck dieser Selbstinterpretation scheint das Ringen um eine Festigung seiner Autoritätsposition im Institut zu sein.*

## Einführung

### Das Thema

«Vater, Lehrer, Führer – Pestalozzis Selbstdarstellung im Spiegel seiner Institutsreden in Yverdon» – so lautet das Thema dieser Untersuchung.

In welcher dieser Positionen sah Pestalozzi sich am ehesten, bzw. in welcher stellte er sich dar? Und zu welchem Zweck?

Es soll Ziel dieser Ausführungen sein, aufzuzeigen, mit welchem Selbstverständnis Pestalozzi seinen Mitarbeitern und Schülern in seinen öffentlichen Ansprachen begegnet ist – sowohl *in* als auch *zwischen* den Zeilen.

Gemeingut ist der Vergleich Pestalozzis mit einem Vater, sowohl den Kindern als auch den Lehrern gegenüber. So wird er abgebildet, so wird er beschrieben, so wird er bezeichnet und angeredet. «Mit dem Feuer seines großen herrlichen Gemüths sprach der edle Vater diese Worte», berichtet z.B. 1812 Karl Justus Blochmann in einem Brief von einer Grabrede Pestalozzis (vgl. PSW [1]23, S. 438).

Spricht er *väterlich*? Als ein gestrenger oder – wie er häufiger dargestellt wird – als ein milder, liebevoller Vater? Kommt väterliche Sorge um die Anvertrauten in seinen Reden zum Ausdruck, väterliche Leitung, vielleicht auch väterlicher Stolz? Stellt er sich selbst vor allem als *Vater* dar?

Oder ist es der *Lehrer* Pestalozzi, der aus seinen Reden spricht? Der die Institutsreden zum Anlass nimmt, um zu unterweisen, Mitarbeitern und Zöglingen

etwas Neues mitzuteilen oder etwas schon Bekanntes zu vertiefen? Vermittelt er vor allem den Eindruck, *Lehrer* der Institutsangehörigen zu sein?

Ist es eher die Aufgabe des Entwicklers der Elementarbildung und des Anstaltsleiters, die in diesen Reden zum Ausdruck kommt – des «*Führers*» seiner Anhängerschaft?

Oder ist es möglicherweise – daneben oder darüberhinaus – eine andere Position, in der Pestalozzi sich *vor allem* darstellen möchte?

## Die Textsorte

Dieser Fragestellung nachzugehen, ist Ziel der Untersuchung; als Material bieten sich die Reden an: Pestalozzi tritt seinen Institutsangehörigen hier unvermittelt gegenüber. Wie er sie anspricht – so lässt sich zumindest vermuten –, wirft ein Licht auf seine grundsätzliche Stellung ihnen gegenüber, vermittelt Umgangsatmosphäre, zumindest eher als nur schriftliche Berichte.

Dass er selber diesen Reden – gehalten aus öffentlichen Anlässen wie Jahreswechseln und hohen christlichen Feiertagen, im Rahmen des Hausgottesdienstes – grosse didaktische Bedeutung beigemessen hat, ist von ihm selbst belegt (vgl. PSW 22, S. 552): In der Regel legte er den Inhalt vorher schriftlich nieder, und die Tatsache, dass er 1812/13 bereits «einige meiner Reden an mein Haus in den Jahren 1809, 1810, 1811 und 1812, und Bruchstücke einer Rede am Weihnachtstage 1811» veröffentlichen liess, zeigt, dass er diese Texte keineswegs für eine Verschlussache hielt, sondern die Öffentlichkeit durchaus Anteil nehmen lassen wollte am Vortragsgeschehen in seinem Institut.

Nicht alle der hier berücksichtigten Reden wurden zu Lebzeiten Pestalozzis veröffentlicht (vgl. Anhang). Es ist durchaus bedenkenswert, dass er einige Texte dem breiteren Publikum vorenthalten hat; beispielsweise liess er die Neujahrsrede von 1808, die er – in äusserst negativer Verfassung – vor seinem eigenen, offenen Sarg und einem Totenschädel abhielt, erst 1823 im Rahmen der Cotta-Ausgabe drucken. Die darin geäusserte pessimistische Beurteilung der Situation im Institut wollte er in Anbetracht des noch relativ positiven öffentlichen Rufes um 1812 nicht einem grösseren Publikum bekannt machen. Allerdings lässt sich zwischen den zu Lebzeiten Pestalozzis veröffentlichten und nicht veröffentlichten Reden keine so signifikante Differenz ausmachen, wie man zunächst vielleicht vermuten würde.

Die nicht veröffentlichten Reden liegen noch als Originalhandschriften Pestalozzis vor, so dass man nicht etwa auf halbverlässliche Mitschriften zurückgreifen muss wie z.B. die Herausgeber der Rudolf-Steiner-Gesamtausgabe.

Die Frage, ob und inwieweit Johannes Niederer, der vielfach Pestalozzis Texte redigierte und modifizierte, als Mitverfasser in Frage kommen muss, kann mit einiger Sicherheit verneint werden. Immerhin hat Hermann Krüsi, der bis 1816 als Lehrer bei Pestalozzi wirkte und aufgrund seiner positiven Parteinahme für Niederer dessen Wirken sicher einigermassen zutreffend beurteilen konnte, in seinen «Erinnerungen» festgehalten, dass Niederer zwischen 1810 und 1815 zwar sämtliche Schriften Pestalozzis korrigierte, allerdings «die Reden beim häuslichen

Gottesdienst ausgenommen, die damals wenigstens ein reiner Ausfluß seines [Pestalozzis, d.V.] vollen Herzens waren und seine jeweilige Gemütsstimmung am reinsten bekundeten.»[2]

Weitere Zeugnisse von Lehrern der Anstalt bestätigen diese Aussage. Der bereits erwähnte K.J. Blochmann z.B. schreibt weiterhin u.a., er habe «fast noch nie (...) den Vater so erhaben, so ergreifend, so menschlich sprechen hören»[3], den «Vater» – als der er freilich von Blochmann wenig später nicht mehr angesehen werden kann. 1816 wird Blochmann von Pestalozzi des Hauses verwiesen, weil er einen neueingetretenen Lehrer beleidigt hat, der sich ohne kritische Prüfung der Sachlage im Lehrerstreit umgehend auf die Seite von Joseph Schmid und damit Pestalozzi gestellt hat. Blochmann ist nicht der einzige, der dieses Ereignis zum Anlass für einen Schlusstrich nimmt. Mit ihm verlassen etliche Mitarbeiter Pestalozzis das Institut.

So ist seine o.a. Äusserung also Momentaufnahme. Sie gibt sicher ein wesentliches Merkmal der Reden Pestalozzis wieder: Er wusste zu rühren, und er tat es.[4]

Den Wirkungen der Reden Pestalozzis auf einzelne Zuhörer nachzugehen, bedarf eines beträchtlichen, aber sicher lohnenswerten Forschungsaufwandes.[5] Was hier zunächst versucht werden soll, ist die Aufdeckung der möglichen momentanen Wirkung auf einen Kreis von Zuhörern – einer Wirkung, die natürlich nicht einfach nachgestellt und nachempfunden werden kann. Doch warum soll man nicht einmal versuchen, sich dem Reden Pestalozzis auszusetzen? Wenn Pestalozzi *gelesen* wird, so gesteht man seinen Texten – bei einer gewissen distanzierenden Reflexion – durchaus Wirkung auf sich zu – etwa dem autobiographischen Bericht über den Aufenthalt in der Anstalt von Stans oder den Briefen an seine Braut bzw. Frau und seine Freunde. Insofern sollte man zumindest versuchen, Pestalozzi auch durch seine Reden wirken zu lassen, wenngleich vermittelt, gelesen zu einem späteren Zeitpunkt. Dazu gehört es, Texte zunächst einmal unmittelbar wirken zu lassen. Längere Zitate sind deshalb unerlässlich. Ziel ist es, Wortwahl, Sprachduktus und Argumentationsfiguren zu vermitteln, ohne als Interpret zu intervenieren. Ein gewisses Sich-Einlassen ist dabei gefragt.

Allerdings wird auch ein zweites Ziel verfolgt: diese Reden zu analysieren. Gerade weil der Text der Rede dem Rezipienten nur momentan verfügbar ist und die Botschaft weniger reflektiert werden kann als beim Lesen, verdient die Textsorte Rede eine sorgfältige Entschlüsselung ihrer Wirkfaktoren.

Pestalozzi war überzeugt von seinem Ziel und suchte verständlicherweise Wirkung. Keineswegs hat er völlig unbedacht gesprochen. Er hat – wie bereits erwähnt – die Texte zuvor schriftlich fixiert, und er hat seine «Auftritte» – die Metapher sei gestattet, u.U. ist sie keine – inszeniert. Die Präsentation von Sarg und Totenschädel wurde bereits angesprochen. Eine andere dramaturgisch wirksame Form war es, die Anwesenden zu bedrängen, sie möchten sich ihn in seiner Sterbestunde vorstellen, und ihnen dann «letzte Worte» zu verlesen, wie Pestalozzi es Pfingsten 1811 tat. Solche Reden waren keine spontanen Äusserungen, sondern sie waren gut vorbereitet. D.h. der Redner konnte auf die beabsichtigte Wirkung hinarbeiten, der Zuhörer war ihr sozusagen «ausgeliefert». Insofern verdient sein Reden – hier: seine Selbstdarstellung – auch unter dem Gesichtspunkt pädagogischer Mittel Beachtung.

## Die untersuchten Reden

Es ist im Rahmen dieser Darstellung erlässlich, die untersuchten Reden ausführlich zu beschreiben und in einen umfassenden Zusammenhang der Institutsgeschichte zu stellen. In einem kurzen Überblick sollen die fraglichen Texte vorgestellt und schlaglichtartig mit der jeweiligen Situation im Institut Pestalozzis korreliert werden.

- Die Neujahrsrede von 1807 – bereits im gleichen Jahr in der Zeitschrift «Isis» veröffentlicht – stellt nur einen Auszug dar. Diese Rede spiegelt insbesondere die Freude über die Vereinigung der Pestalozzischen Institute in Yverdon und hat einen optimistisch-erwartungsfrohen Duktus. (Vgl. PSW 20, S. 9–13, S. 422f.; im folgenden abgekürzt: NJ 07.)
- Die Neujahrsrede von 1808 hingegen, wie bereits mehrfach angedeutet vor den Insignien des Todes gehalten, lässt Pestalozzi schwer bedrückt erscheinen. Eine Ursache mag darin zu suchen sein, dass das vorangegangene Jahr erste ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Hauptlehrern Krüsi und Niederer um den Stellenwert der theoretischen Durchdringung der Methode gebracht hat. (Vgl. PSW 21, S. 1–9, S. 390; im folgenden abgekürzt: NJ 08.)
- Im Jahr 1808 erlebte, dessen ungeachtet, die Anstalt einen beträchtlichen Aufschwung. Das Ausland, insbesondere Preussen, zeigte deutliches Interesse. So ringt Pestalozzi in seiner Neujahrsrede von 1809 intensiv um Einigkeit der Mitarbeiter, um die in ihn und sein Werk gesetzten Erwartungen auch erfüllen zu können. (Vgl. PSW 21, S. 217–230, S. 412; im folgenden abgekürzt: NJ 09.)
- Im Laufe des Jahres 1809 war die Zahl der Schüler auf ca. 150 Personen angestiegen (1805 waren es etwa 70); daneben wuchs auch die Töchteranstalt. Entsprechend gehoben scheint Pestalozzis Grundstimmung bei der Neujahrsrede 1810 zu sein. Die ersten preussischen Eleven waren eingetroffen. Der Bericht der Helvetischen Tagsatzungskommission, deren Besuch Ende 1809 erfolgt war und von dem Pestalozzi sich viel erhoffte, stand noch aus. (Vgl. PSW 22, S. 329–347, S. 412; im folgenden abgekürzt: NJ 10.)
- Hingegen entwickelten sich die Ereignisse im Jahre 1810 für Pestalozzis Bemühungen negativ. Der Bericht der Tagsatzungskommission war kritischer ausgefallen, als man es sich in Yverdon erhofft hatte; es kam zu entsprechenden Auseinandersetzungen im Hause und einigen Abgängen von Mitarbeitern. Der alten Buss- und Bettagstradition folgend, versucht Pestalozzi, den Gottesdienst insbesondere zum Aufruf zur Umkehr zu nutzen. Wenn dieser Text auch nicht zu Lebzeiten gedruckt wurde, so lässt das vollständig erhalten gebliebene Manuskript – aufbewahrt von der Schwiegertochter Anna Magdalena Custer – das Verlesen dieses Textes im Gottesdienst als äusserst wahrscheinlich ansehen. (Vgl. PSW 22, S. 355–363, S. 467; im folgenden abgekürzt: Buss 10.)
- In der Weihnachtsrede von 1810 greift Pestalozzi die Mühen des Jahres nicht nochmals auf; vielmehr bemüht er sich hier um ein idealisiertes Bild des Weihnachtsfestes in vermeintlich unschuldigeren Jahren der Menschheit. (Vgl. PSW 22, 365–381, S. 557; im folgenden abgekürzt: Weih 10.)

- In der Neujahrsrede von 1811 hingegen werden die Schwierigkeiten des vergangenen Jahres erneut angesprochen, um den Zeitpunkt des Jahreswechsels für einen Appell zur Neubesinnung zu nutzen. Einige Mitarbeiter, wie z.B. Niederer sowie die preussischen Eleven, werden gesondert auf spezielle Aufgaben hingewiesen. (Vgl. PSW 23, S. 19–37, S. 400f.; im folgenden abgekürzt: NJ 11.)
- Die zu Pestalozzis Lebzeiten nicht veröffentlichte Rede zum Pfingstfest 1811 scheint, da sie vollständig erhalten und sauber geschrieben vorliegt, ebenfalls verlesen worden zu sein. Es ist dies die Rede, für die Pestalozzi die barocke Form der Ansprache vom Sterbebett aus an die Hausgemeinde gewählt hat. Im Sinne sogenannter «letzter Worte» trägt sie besonders appellativen Charakter. (Vgl. PSW 23, S. 59–74, S. 405; im folgenden abgekürzt: Pfi 11.)
- Die Weihnachtsrede von 1811 weist unter den Ansprachen am deutlichsten die Merkmale einer Predigt auf und ist für den Aspekt der Selbstdarstellung Pestalozzis eher irrelevant, da sie beispielsweise die wenigsten direkten Bezugnahmen auf das Anstaltsleben und die Menschen im Institut aufweist. Um Untersuchungsergebnisse – beispielsweise von Auszählungen bestimmter Begriffe in den Reden – nicht zu verfälschen, wurde diese Rede dennoch einbezogen. Allerdings ist die Feststellung interessant, dass Pestalozzi durchaus auch in Absehung von persönlichen und institutsbezogenen Befindlichkeiten geistliche Reden halten konnte und dies gelegentlich tat. (Vgl. PSW 23, S. 75–83; im folgenden abgekürzt: Weih 11.)
- Zur Neujahrsfeier 1812 wird Pestalozzi heftiger als im Jahr zuvor. Die Enthaltsamkeit von persönlichen Belangen in der vorangegangenen Weihnachtsansprache erhält damit im Rückblick beinahe etwas Unheimliches, Bedrohliches. Jetzt – zum Jahreswechsel – lassen Pestalozzi die negativen Erfahrungen des Jahres 1811, die nicht nur Streitigkeiten und Abgänge von Mitarbeitern, sondern auch öffentliche Attacken wie die des Chorherrn Bremi umfassen, zu intensiveren Appellen greifen als zuvor. (Vgl. PSW 23, S. 172–184, S. 437; im folgenden abgekürzt: NJ 12.)
- Neujahrsreden von 1813 und 1814 sind leider nicht erhalten geblieben. Diejenige von 1815 liegt als vollständige Handschrift vor und dürfte in dieser Fassung verlesen worden sein. Es handelt sich um eine sehr pessimistische Ansprache, was wiederum auf negative Ereignisse im vorausgegangenen Jahr zurückzuführen ist. Dazu zählt zum einen die zugespitzte Wirtschaftskrise des Instituts, nach dem Einmarsch ausländischer Truppen in die Schweiz noch verschärft und Ursache für die demütigende Unterstellung unter eine Ökonomische Kommission. Ausserdem glaubte Pestalozzi im Laufe des Jahres 1814, es der wirtschaftlichen Situation seiner Anstalt schuldig zu sein, die vermeintlichen Kostgänger Lisabeth Krüsi sowie seine Frau Anna zum Neuhof zurückzuschicken. Im Herbst starb zudem seine Schwiegertochter Custer. Alles das spiegelt sich in der Stimmung der Neujahrsansprache wider. (Vgl. PSW 23, S. 309–325, S. 458; im folgenden abgekürzt: NJ 15.)
- Hingegen klingt die Rede von 1816 wieder deutlich positiver. Immerhin scheint die Anstalt ökonomisch gerettet und vor neue Perspektiven gestellt, zumal Joseph Schmid als Hoffnungsträger ins Institut zurückgekehrt ist. Selbst dem Tod seiner Frau im vorangegangenen Jahr wird von Pestalozzi eine für alle

Institutsangehörigen heilsam bildende Wirkung zugesprochen. (Vgl. PSW 24B, S. 31–43, S. 303; im folgenden abgekürzt: NJ 16.)

- Leider ist die «Rede zum Gedächtnis von Frau Pestalozzi» nur in Bruchstükken erhalten. Sie zeugt vor allem vom tiefbewegten Dank im Rückblick auf das gemeinsame Leben, nimmt aber neuerlich ihren Tod zum Anlass für dringliche Appelle an die Mitarbeiter und Schüler sowie insbesondere an den Enkel Gottlieb. (Vgl. PSW 24B, S. 79–83, S. 314; im folgenden abgekürzt: Ged. 16.)
- Trotz weiterer Rückschläge im Jahre 1816, des sich zuspitzenden Lehrerstreits und des Weggangs u.a. von Hermann Krüsi, hat die Neujahrsrede von 1817 wiederum einige hoffnungsvolle Anklänge. Sie beklagt zwar Verluste und Uneinigkeit, beschwört aber auch positive Perspektiven wie die endliche Aussicht auf Realisierung der Armenerziehungsanstalt, nicht zuletzt dank zu erwartender Zahlungen aus dem Subskriptionsvertrag mit Cotta. (Vgl. PSW 25, S. 1–17, S. 404; im folgenden abgekürzt: NJ 17.)

So schliesst sich der Reigen der betrachteten Reden keineswegs in Trauer, sondern das Wechselspiel der Anstalt hat sein Spiegelbild im emotionalen Wechselbad der Reden. Es ist keine kontinuierliche Linie zum Positiven oder Negativen festzustellen.

Ebenfalls kurz zu begründen ist, welche Reden im Rahmen dieser Untersuchung nicht berücksichtigt wurden, wiewohl sie unter der Kategorie «Institutsreden» in einem weiteren Sinne durchaus zu betrachten sein könnten: Es sind dies die Reden, die nicht an das gesamte Institut, sondern jeweils nur an die Lehrer- oder Schülerschaft gerichtet waren, sowie Reden, deren Vortrag unwahrscheinlich ist.

- Vornehmlich den Schülern galten die sogenannten Morgen- und Abendandachten. Wiewohl auch diese institutsöffentlich waren – in seiner «Rede über die Aufsicht» an die Mitarbeiter beklagt sich Pestalozzi über deren mangelnde Anwesenheit (vgl. PSW 21, S. 208) –, so tragen sie doch explizit den Charakter der religiös-sittlichen Unterweisung und sind eher als eine Form des katechetisierenden Unterrichts aufzufassen.
- Die erhalten gebliebenen Reden an die Mitarbeiter sind die o.a. «Rede über die Aufsicht» (vgl. PSW 21, S. 205–212), eine Rede von 1810 («Rede an die Lehrer», vgl. PSW 22, S. 349–353), eine von 1811 («Rede an die Mitarbeiter», vgl. PSW 23, S. 39–49) sowie eine von 1816 («Rede an die versammelten Lehrer der Anstalt», vgl. PSW 24B, S. 45–49). Wiewohl auch diese interessante Aspekte im Hinblick auf Pestalozzis Selbstdarstellung und seine Beziehung zu den Mitarbeitern spiegeln, sollen sie ebenfalls unberücksichtigt bleiben, da sie eher konkrete Sachthemen – die Aufsicht – oder problemhaltige Situationen – die Kritik der Tagsatzungskommission – aufgreifen und auf diese eingehen.
- Gleichfalls unberücksichtigt bleiben die Karfreitagsrede von 1811, da sie nur als Bruchstück erhalten ist und ihr Vortrag infrage steht (vgl. PSW 23, S. 51–57);
- ausserdem die Reden im Zusammenhang mit der kurzfristig geführten Armenerziehungsanstalt in Clindy, da diese ein Sonderthema der Pestalozzischen Bemühungen berühren (vgl. PSW 26, S. 19–24, S. 155–168);

- und schliesslich die Rede an sein Haus von 1818. Diese Ansprache, anlässlich seines 72. Geburtstages gehalten, soll zwar nach Aussage einiger Zeugen sehr bewegend gewesen sein.[6] Dessen ungeachtet darf nicht übersehen werden, dass die vorliegende gedruckte Fassung über die mündlich vorgetragene in Umfang und Inhalt weit hinausgeht und eine eigens zur Veröffentlichung bereitgestellte Version darstellt. Insofern liessen sich von einer Interpretation derselben nur unzuverlässige Rückschlüsse auf die eigentliche Institutsrede ziehen und rechtfertigt sich die Ausserachtlassung auch dieser – zweifellos aufschlussreichen – Rede (PSW 25, S. 261–364).

## Zur Methode

Bislang wurden die hier untersuchten Reden von der Pestalozzi-Forschung noch wenig beachtet. Es kann von daher als statthaft gelten, die Diskussion dieser Seite des Pädagogen mit einer mehr oder minder textimmanenten Interpretation und Deutung zu eröffnen, wohl eingedenk der anstehenden Fragen zur Wirkungsgeschichte.

Im Hinblick auf *Pestalozzis Selbstdarstellung* in den Reden interessieren folgende drei Aspekte:

1. Wie benennt und beschreibt Pestalozzi sich selbst inhaltlich und im Verhältnis dazu die Institutsangehörigen?
2. Um wessen Belange geht es vornehmlich in diesen Reden – die eigenen, die der Mitarbeiter, die der Schüler? Dieser Aspekt berührt die Selbstdarstellung im Sinne von Gewichtung der eigenen Person und der der anderen.
3. Wie spricht Pestalozzi darüber? Welches sind seine Wirkmittel (z.B. Wortwahl, Sprachstil)?

Diese drei Aspekte – inhaltlicher und formaler Art – sind jeweils miteinander verwoben und lassen sich nur schwer auflösen. Wiewohl sie getrennt untersucht wurden, sollen die Ergebnisse im Verbund präsentiert werden; Themen und Art der Vermittlung dienen ja aus Sicht des Redners dem einen Ziel.

Was die quantitative Seite der Untersuchung anbetrifft, wurden – unter Nutzung der Pestalozzi-Gesamtausgabe auf CD-ROM – diverse Zählungen vorgenommen, z.B. die Häufigkeit von bestimmten Begriffen oder Begriffsfamilien, das Auftreten von Begriffskombinationen und die Auffälligkeit von Begriffskonglomeraten, aber auch – nach vorgehender Lektüre und Markierung – durch zeilenweise Zuordnung von Textinhalten zu Bezugspersonen, d.h.: Über wessen Belange wird letztendlich an dieser Stelle gesprochen – Pestalozzis, die der Mitarbeiter und/oder die der Schüler?

Qualitativ wurden die Texte im Hinblick auf Leitmotive und Anspielungen (z.B. auf Bibeltexte) interpretiert, ausserdem die quantitativen Ergebnisse ausgewertet.

Aufgrund stets wiederkehrender Themen und Motive sowie durchgängig verwandter rhetorischer und sprachlicher Mittel ist es möglich, eine Gesamtschau der Reden vorzunehmen, wiewohl selbstverständlich auch jede einzelne von ihnen eine gesonderte Interpretation lohnt.

## Zum Aufbau

Der erste Teil der Untersuchung gilt den gängigen, im Titel angesprochenen Pestalozzi-Bildern: Ist eines oder sind mehrere von ihnen Angelpunkt von Pestalozzis Selbstdarstellung?

Zunächst soll der Verwendung der Pestalozzi-Bilder «Vater», «Lehrer» und «Führer» nachgegangen werden, ihrer zahlenmässigen Gewichtung ebenso wie ihren Nutzungszusammenhängen; d.h. wann bezeichnet Pestalozzi sich wie und zu welchem Zweck? Zur Vervollständigung dieser Fragestellung werden komplementär dazu die Rollenbezeichnungen für die Zuhörerschaft untersucht, die ebenfalls mit unterschiedlicher Häufigkeit und in bestimmten Zusammenhängen beispielsweise als «Freunde», «Brüder», «Söhne» u.a. angesprochen werden. Diese Gegenüberstellung soll zur Klärung von Pestalozzis Selbstdarstellung ein übriges beitragen.

Es wird bei der Interpretation dieser Passagen zu zeigen sein, dass die Selbstdarstellung Pestalozzis sowie die entsprechenden Bezeichnungen für seine Zuhörer – im wesentlichen für die Mitarbeiter – in eine andere *Dimension* verweisen; dass Pestalozzi zwar einige der eben angeführten Selbst- und Mitarbeiterbezeichnungen verwendet, aber darüber hinausgeht, indem er das Werk, an dessen Gelingen er arbeitet, als Auftrag *Gottes* darstellt sowie sich selbst als zu dessen Durchführung von Gott *bestimmt*, und dass er dazu die tätige Mithilfe einer *berufenen geheiligten Vereinigung* benötigt.

Dieser Dimension in der Darstellung seiner selbst und der Lehrer – «Der Beauftragte Gottes und seine berufenen Mitarbeiter» – wird im zweiten Teil der Untersuchung nachgegangen, sie sowohl entwickelt als auch in ihrer Bedeutung für die Wirkung der Reden interpretiert. Ein kleiner Exkurs gilt der Fülle der verwendeten religiös besetzten Begriffe in ganz bestimmten Zusammenhängen.

Der dritte Teil gilt einer besonderen Variante dieses Bildes, in der Pestalozzi sich mit biblischen Gesandten Gottes vergleicht, nämlich mit Mose und vor allem mit Jesus. Entsprechend geraten die Mitarbeiter in die Rolle von Jüngern. Viele dieser Anspielungen sind sehr indirekt; biblische Motive werden eingeflochten, ohne die Herkunft zu benennen; Bibelstellen werden leicht umformuliert und der Situation anverwandelt; sie verlieren auf diese Weise die Eindeutigkeit des Fremdzitates und eignen sich zur Selbstbezeichnung. Auch in diesem Teil soll sowohl dargestellt als auch eine rezeptionsfunktionale Untersuchung der Vergleiche vorgenommen werden.

Ein weiterer Exkurs gilt einem der häufigsten Motive in diesen Reden, dem Tod. Wie bezieht Pestalozzi das Sterben, insbesondere auch das eigene, in seine Reden ein, und welche Funktion hat dieses Motiv für seine Wirkabsichten?

Zum Abschluss wird die Frage nach den Schülern gestellt. Immerhin sind sie bei all den infragekommenden Reden anwesend gewesen. An sie wendet sich Pestalozzi selten. Welche Rolle fällt *ihnen* zu in diesem göttlichen Werk – wie begegnet er *ihnen*? Dabei ist insbesondere das Motiv der «Eltern» zu berücksichtigen.

Den Abschluss bildet eine knappe Bewertung.

## Der Vater und sein Institut

Wie ist es nun zahlenmässig um die fraglichen Begriffe bestellt? Das Wort «Vater» sowie Komposita und das Adjektiv «väterlich» finden sich in den Institutsreden Pestalozzis über 200 mal, das Wort «Lehrer» in allen Varianten 22 mal, «Führer», «führen» etc. 12 mal.

Dies ist die Anzahl der Gesamtnennungen. Auf sich selbst bezogen spricht Pestalozzi 68 mal vom Vatersein, möglicherweise einmal vom Lehrersein und viermal – allerdings u.a. abwehrend – vom Führersein.

Der Begriff «Lehrer» wird zumeist als Tätigkeitsbeschreibung der Mitarbeiter verwendet, der Begriff «Vater» am häufigsten im Hinblick auf Gott (78 mal).

Dennoch ist der deutliche Abstand zwischen der Verwendung *dieser* Bezeichnung für sich selbst und den beiden anderen eindrücklich. Es scheint zumindest darauf hinzudeuten, dass er dieses Bild für seine Rolle in der Anstalt als das treffendste angesehen hat. Es gilt nun zu untersuchen, wie und in welchen Kontexten Pestalozzi sich als «Vater» bezeichnet.

Auffällig ist, dass viele der Textstellen, an denen Pestalozzi *Gott* als Vater anredet oder beschreibt, zugleich solche sind, an denen er *sich selbst* so benennt, d.h. es besteht wohl eine nicht nur zufällige, sondern eine gewollte Korrelation. So wie Gott *sein* Vater ist, ist *er* es für die Zuhörer.

So heisst es z.B. in der Neujahrsrede von 1809:

> Ich wende mich an Euch, innig geliebte Jünglinge und Mädchen, ich wende mich in dieser feyerlichen Stunde des angetretenen neuen Jahrs an Euch, innig geliebte Kinder. In der Fülle meiner Vatergefühle, was soll ich zu Euch sagen? Ich möchte Euch alle an mein Herz drücken und weinen vor Freude, und danken, daß mein Vater im Himmel mich zu Euerm Vater gemacht. Ich möchte hinfallen auf meine Knie und zu ihm, meinem Vater im Himmel, sagen: Herr, siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast! Ich möchte hinfallen auf meine Knie und zu ihm sagen: Verzeih mir, Vater, ich war diesen Geliebten bey fernem nicht, was ich ihnen hätte seyn sollen; verzeih mir, ich war nicht ihr Vater, wie ich ihr Vater hätte seyn sollen. (PSW 21, S. 224.)

Er bekennt also vor den versammelten Kindern *seinem* Vater im Himmel seine Versäumnisse in der Vaterschaft *ihnen* gegenüber. Besonders intensiv entfaltet wird dieser Zusammenhang in der Buss- und Bettagsrede von 1810, wo der Begriff «Vater» insgesamt auch am häufigsten verwendet wird.

«Kinder, ich, Euer Vater, soll Euch die Stunde des Segens noch festhalten», beginnt er den an die Schüler gerichteten Teil. Ohne sichtliche Zäsur spricht er dann ein Gebet, in dem er den Vater im Himmel bittet, ihm «Kräfte [zu] geben, in dieser Stunde meinen Kindern Vater zu sein, wie du mir die Tage meines Lebens Vater warst und noch Vater bist». (Vgl. PSW 22, S. 357.) Im Gefolge bittet er Gott darum, er möge ihm den Kindern gegenüber «Vatersinn» geben. (Vgl. ebd., S. 359.) Nach diesem – wiederum vor den Ohren der Kinder gesprochenen – Gebet nimmt die Thematik dann eine Wende:

> Meine Kinder! Ihr hörtet mich eben Gott um den Vattersinn beten, dessen ich für Euch bedarf. Ihr hörtet mich beten, daß ich Euer Vatter syn köne. Betet Ihr jez Gott um den Kindersin, dessen Ihr bedörffet! Betet Gott, daß Ihr meine Kinder syn könet, wie ich Gott bat, daß ich Euer Vatter syn köne! Aber Euer Kindersinn gegen mich sy Kindersinn gegen Euern himmlischen Vatter, wie mein Vattersinn Kindersin gegen meinen himlischen Vatter syn soll. Kinder, Kinder, wenn je ein Mensch sein Herz erhoben fühlte, so fühle ich mein Herz erhoben, wenn ich als Euer Vatter in Eurer Mitte dastehe und Euch Kinder meine Kinder heiße. Und in dieser feyerlichen Stunde, in der ich heute Gott bitte, daß er das hohe Verheltnis, daß zwüschen mir und Euch stattfeindet, heilige und segne, möchte ich hinfallen auf meine Knie vor Dank und Freude, daß er das Band dieses Verheltnisses zwüschen Euch und mir geknüpft. (PSW 22, S. 361.)

Das Einfordern echten Kindersinns gegen ihn, was – wie der Zusammenhang zeigt – einen Appell zum Gehorsam darstellt, wird in Relation zu Gott-Vater gesetzt. Die Kinder sollen sozusagen bei Pestalozzis Vater, der natürlich ebenfalls ihrer ist, also bei Gott, um Kindersinn gegenüber dem Vater Pestalozzi bitten. Diese mehrfach vorgenommene Verbindung verleiht Pestalozzi gewissermassen eine väterliche Stellvertreterposition und damit eine erhebliche Autoritätssteigerung. Während die Kinder ihm seine *Verfehlungen* kaum vorwerfen können, da er Gott sogar öffentlich um Vergebung bittet, sollen sie seine *Vaterrolle* anerkennen, da sie ihm von Gott verliehen ist.

Wesentlicher, als ein menschlich-liebevoller Vater sein zu wollen, scheint für Pestalozzi bei der Verwendung des Begriffes «Vater» also die Festigung seiner Autoritätsposition zu sein; dies zeigt sich auch, wenn er die Kinder zum Gebet auffordert: «Und da Ihr sehet, daß Ihr nicht mächtig syt, Euch selber zu besorgen, so betet Euren Vatter im Himmel: Mache du uns besser, wir können es nicht ohne deine Hülfe, wir können es nicht ohne deinen heiligen Geist!» (ebd.)

Eine Delegierung der Aufgabe sittlicher Erziehung, die ihm als Vater zustehen würde, an den nächsthöheren?

Die einzige Textstelle, an der Pestalozzi sich möglicherweise als «Lehrer» bezeichnet, ist ein Appell an die Mitarbeiterschaft zur neuen Festigung ihres Bundes, nämlich «im Angesicht der Zöglinge, deren Vater und Lehrer wir sind» (NJ 16, PSW 24B, S. 40.). An dieser Stelle mag er aber ebensogut sich selbst als Vater und die Mitarbeiter als Lehrer meinen; aufs Ganze gesehen kann sie vernachlässigt werden.

Was die Selbstdarstellung als Führer anbetrifft, so beklagt Pestalozzi in der Weihnachtsrede von 1810, die «Freunde» – also seine Mitarbeiter – stünden da «fast ohne einen Führer» (PSW 22, S. 371), da seine Kräfte nachliessen. Indirekt sagt er damit zumindest aus, dass er zum einen in besseren Zeiten ihr Führer gewesen *ist* und es zum anderen noch zu sein *versucht*.

Während im Hinblick auf die Kinder einige Male betont wird, dass Führung durch ihn und die Mitarbeiter notwendig sei, wobei «Führen» hier als päd-

agogische Kategorie anzusehen ist (vgl. NJ 12, PSW 23, S. 179; NJ 15, PSW 23, S. 322), bestreitet Pestalozzi in bezug auf das Institut und die Mitarbeiter ansonsten, eine Führerrolle zu beanspruchen; vielmehr möchte er als «Wekker» verstanden werden (vgl. NJ 15, PSW 23, S. 318):

> Es ist darum zu thun, in der Erziehung Gottes Wege zu gehen und nicht der Menschen Wege. Es ist nicht darum zu thun, meinen Weg zu gehn, – ich habe keinen –, es ist nicht darum zu thun, die Wege einzelner von Euch zu gehn, wir haben keinen Menschen zum Herrn und Führer, wir suchen Gottes Wege zu betreten und nicht der Menschen Wege. (Pfi 11, PSW 23, S. 67.)

Diese Aussage scheint zunächst im Widerspruch zu stehen zu der zuerst zitierten, nach der Pestalozzi sich zumindest noch als schwachen Führer bezeichnet. Die Rolle wird jedoch indirekt eingeholt, nämlich dadurch, dass Pestalozzi in der gerade zitierten Pfingstrede ebenso wie in anderen klarstellt, dass Gott ihn berufen hat, um ihm den wahren Weg der Menschenerziehung – theoretisch und praktisch – zu offenbaren. So ist Pestalozzi dann zwar nicht Führer aus eigener Anmassung, aber wenn die Mitarbeiter «Gottes Wege» in der Erziehung gehen sollen und Pestalozzi Gottes Beauftragter ist, dann ist er als Wecker der *Vermittler* des Willens eines *höheren Führers*, so wie er *Vater* im Dienst des *höheren Vaters* ist.

Entsprechendes gilt für die Selbstbezeichnung als «Leiter». Die Funktion des «Leitens» wird von Pestalozzi 28 mal Gott zugeschrieben und 4 mal sich selbst; 6 mal wird der Begriff als pädagogische Kategorie verwendet.

Die Textstellen über sein und Gottes Leiten weisen die gleiche scheinbar widersprüchliche Spannung auf wie die Textpassagen zur «Führung». Pestalozzi beschreibt sich einerseits als mit Leitungsaufgaben betraut, denen er kaum gewachsen ist. Im Rückblick auf die Anfänge seines Instituts charakterisiert er sich – 57jährig – als «alten Mann», der «einem Werk vor[stand], dessen Leitung in vielen Rücksichten meine Kräfte weit überstieg» (vgl. NJ 12, PSW 23, S. 174); entsprechend gilt aber auch für die Mitarbeiter zum damaligen Zeitpunkt, dass sie noch «ungeübt und unerfahren» in der Ausführung ihres Auftrages waren (vgl. ebd.). Diese Beschreibung der eigenen Schwäche in der Leitungsfunktion gilt auch zum Neujahr 1809, wo er sich – knapp 63jährig – «dem Grabe nahe» sieht und im Hinblick auf seine Aufgabe formuliert:

> (...) das Bedürfnis der Ausruhung mehr als je fühlend, zum Gewöhnlichen zu schwach, unruhig fast bey jedem Vorfall, unvorsichtig fast bey jeder Gefahr, unüberlegt fast in jedem Entschluß, ungeschickt, unbehülflich und ungewandt fast in allem, was ich anfangen und leiten sollte, sehe ich mich bey Euch in Lagen hineingeworfen, die die höchste Ruhe, die größte Vorsicht, die tiefste Überlegung und die höchste Geschicklichkeit und Gewandtheit, der je ein menschliches Werk bedurfte, ansprechen. (NJ 09, PSW 221, S. 18.)

Allerdings wird auch hier mitbedacht, dass die Mitarbeiter ihm die Leitung erschweren.

Für Versäumnisse in dieser Position bittet er Gott ebenso öffentlich um Vergebung wie für Schwächen in seiner Ausübung des Vatersinns (vgl. Buss 10, PSW 22, S. 359).[7] So haben die Mitarbeiter nur schwerlich die Möglichkeit, sie ihm noch vorzuwerfen. Vielmehr sind sie selbst gefragt, um Vergebung zu ringen.

Parallel zur Reklamierung der Leitungsposition, allerdings wie die Führungsrolle nur indirekt aus der Klage über ungenügende Ausübung ableitbar, weist Pestalozzi den Anspruch auf Leitung weit von sich. Der Ansicht der «Menschheit», es handele sich bei seinem Erziehungswerk um eine hervorragende Leistung einzelner, widerspricht er vehement:

> Was ist der Menschen Lob für uns? Im Bewußtseyn der Wahrheit unseres Ganges, was will das sagen, was soll das uns sagen, daß sie uns Stifter, daß sie uns Schöpfer eines Werks nannten, das Gott selber leitete, von seinem Anfang bis auf diese Stunde? (...) Was waren wir in diesen Wundern Gottes in unsrer Führung und unsrer Erhaltung, was waren wir im Strome des Werks, in sofern er Gottes Strom ist, und in den Wassern Gottes gewaltig daher fuhr zu seinem Ziel, zu Gottes Ziel? (NJ 10, PSW 22, S. 344; vgl. auch NJ 09, PSW 21, S. 221f.; Pfi 11, PSW 23, S. 67.)

Doch wie Pestalozzi seinen Führungsanspruch indirekt aus der Beauftragung durch Gott herleitet, so verbindet er auch im Hinblick auf «Leitung» das Bekenntnis – «Du [Gott] hast es [das Werk] bisher geleitet, du wirst es ferner leiten» (NJ 10, PSW 22, S. 346) – mit der Mitteilung an die Mitarbeiter, dass er zur Verwaltung dieses Werkes eingesetzt ist.[8]

Will er in den öffentlichen Gottesdiensten mit autoritätsheischenden Begriffen zurückhaltend sein, oder sucht er dafür eine andere Basis?

Im Zusammenhang mit der Interpretation der Textstellen, an denen Pestalozzi sich in Rollen darstellt, die ihm bis heute i. allg. zugeschrieben werden, insbesondere der des Vaters, wurde bereits deutlich, dass er diese Rollen als ihm von Gott vermittelt ansieht und dass er deshalb als entscheidende Dimension seiner Aufgabe beschreibt, ein von Gott Autorisierter zu sein. Dieser Darstellung soll im zweiten Teil näher nachgegangen werden.

Zuvor gilt es aber noch aufzuzeigen, welche Rollen komplementär zu ihm den Zuhörern zugedacht werden, und hier ebenfalls deutlich zu machen, dass deren Funktionen eine entscheidende geistliche Dimension besitzen.

In bezug auf die Kinder wurde das wesentliche bereits im Zusammenhang mit der Darstellung der Vaterrolle gesagt. Sie sind – komplementär zu ihm – eben «Kinder» und werden durchgehend mit diesem Begriff angesprochen, die älteren unter ihnen auch als «Mädchen» und «Jünglinge».

Entscheidend im Hinblick auf die Kinder ist der Hinweis auf ihre doppelte Kindschaft – Kinder *Gottes* und Kinder *Pestalozzis* – und damit die gedoppelte Forderung des Gehorsams.

Im Hinblick auf die Mitarbeiter lässt sich unterscheiden zwischen einer Beschreibung ihrer *Funktion* im Institut, beispielsweise als «Lehrer» oder als «Freunde», und der *Anrede* als solcher. Eine genaue Auszählung zeigt, dass

sowohl bei Differenzierung dieser beiden Aspekte als auch bei ihrer Summierung die Rangfolge die gleiche bleibt. Die Bezeichnungen «Freunde» (insgesamt 239 mal) und «Brüder» (202 mal) weisen im Unterschied zu allen anderen – an dritter Stelle steht «Männer» mit 60 Nennungen – einen so grossen Abstand auf, dass von der quantitativen Differenz auf eine qualitative geschlossen werden darf.

Der Begriff «Freunde» wird sehr häufig verwandt im Zusammenhang mit Begriffen wie «Vereinigung» und «Bund», d.h., dass bei dieser Bezeichnung der Aspekt des freiwilligen, aber verbindlichen Zusammenschlusses im Vordergrund steht. Es gibt stark appellative Verwendungen, z.B.: «Stehet auf, Freunde! es ist Gottes Werk! daß uns Gottes Werk wieder vereinige (...) wie Engel sich mit Engeln vereinigen.» (NJ 08, PSW 21, S. 4.) Es gibt aber auch Passagen, in denen der Begriff «Freunde» den Tenor der Dankbarkeit für gehaltene Treue zum Ausdruck bringt:

> Und wenn ich in Demuth und Zerknirschung der Schwäche bewußt bin, mit der ich der ob meinem Werk waltenden Vorsehung» – nota bene! – «mehr entgegen wirkte, als in Übereinstimmung handelte, wenn ich in dieser feyerlichen Stunde dem himmlischen Retter meines Thuns vor Euerm Angesichte gelobe, seiner Güte mehr würdig zu werden, so gelobe ich auch Euch, vereinigte Freunde – mit vollem Bewußtseyn, daß ich mit meiner Schwäche oft auch Euerm bessern Einfluß für mein Werk mehr im Wege stand, als dasselbe förderte – in dieser feyerlichen Stunde, gegen meine Schwächen mehr auf meiner Hut zu seyn, mich täglich mehr zu überwinden und in allen Stücken in Übereinstimmung mit Euch dem großen Ziel meines Lebens entgegen zu gehen.
> Freunde, liebe edle Männer, wir sind durch Vereinigung, was wir sind. Gott, der ob uns wachet, erhalte das Band unsrer vereinigten Treue! (NJ 09, PSW 21, S. 223.)

Ein Freund ist für Pestalozzi einerseits offensichtlich jemand, der Beistand leistet, andererseits aber auch jemand, an dessen Verlässlichkeit appelliert werden kann (vgl. auch NJ 09, PSW 21, S. 224; NJ 16, PSW 25, S. 14).

Auch bei diesen Zitaten wird der enge Zusammenhang zwischen der Nennung von «Freunden» einerseits und einem göttlichen Werk oder Vereinigungszweck andererseits deutlich.[9]

Auch als «Brüder» bezeichnet Pestalozzi seine Mitarbeiter – wie bereits erwähnt – häufig, in vielen Fällen in Verbindung mit der Anrede «Freunde», wie z.B. in der Weihnachtsansprache 1810:

> Brüder, Freunde, umsonst suchen wir die Gemeinschaft irgendeiner Freude, wenn uns die Gemeinschaft der Liebe mangelt. (...) Freunde, Brüder, es ist kein Geringes, wenn Menschen zusammenstehen zu einem heiligen Zweck; sie müssen sich selbst in ihrer Vereinigung heiligen. (PSW 22, S. 371.)

Die religiösen Konnotationen durch entsprechende Begriffe im Umfeld von «Brüder» legen die Assoziation der christlichen Versammlung nahe. Insbeson-

dere im Bereich der pietistischen Gemeinschaften ist das wechselseitige Anreden als Brüder zum grössten Teil heute noch üblich. Ein «Bruder» ist in diesen Gruppen ein ebenfalls von Gott erlöster Mensch, von dem man eine sittliche Lebensführung und ein verlässliches Engagement in der Gemeinde – im «Dienst am Reiche Gottes» – erwartet, da er nach seiner Bekehrung ein geheiligtes Leben zu führen bemüht ist. [10]

In den hier untersuchten Institutsreden tritt Pestalozzi den Mitarbeitern gegenüber nicht ausdrücklich als «Vater» auf, vermutlich um deren Autoritätsstellung gegenüber den Kindern zu wahren. Wenn er mit ihnen alleine spricht, werden sie allerdings durchaus auch zu «Söhnen», die er mit «Vaterrecht» – wie er sagt – streng zurechtweist. (Vgl. «Rede an die versammelten Lehrer», PSW 24B, S. 48.) [11]

Eine weitere signifikant häufig vorkommende Anrede ist – wie bereits angeführt – «Männer»; sie wird von Pestalozzi meist verwandt, wenn es darum geht, Stärke und Ausdauer zu zeigen– z.B. die Mitarbeiter angesichts seiner Altersschwachheit oder die älteren Zöglinge zum Vorbild der jüngeren Kinder (vgl. u.a. NJ 09, PSW 21, S. 223; Weih 10, PSW 22, S. 372; NJ 12, PSW 23, S. 177).

Zu selten, als dass sie hier besondere Aufmerksamkeit verdienten, sind Begriffe wie «Gehilfen» (15 mal), «Mitarbeiter» (5 mal) und «Geliebte» (9 mal).

Letzteres gilt als Adjektiv immerhin 16 mal für die Kinder, ist allerdings in der Gesamtsumme ebenfalls bedeutungslos.

23 mal findet sich das Adjektiv «geliebt» im Zusammenhang mit der Anrede seines «Hauses», das in einigen Reden explizit als ein drittes unter den Ansprechpartnern auftritt, nämlich in der Neujahrsrede von 1811 (48 mal 2. Person Singular für das Haus) und in der Neujahrsrede von 1815 (73 mal). Dies führt auf eine weitere interessante Spur.

Wird «mein Haus» oder das «geliebte Haus» angesprochen, so redet Pestalozzi nicht zu den faktisch bei ihm lebenden Mitarbeitern und Kindern, sondern er redet zu seinem Werk – sowohl in seiner bereits konkret umgesetzten Gestalt als auch in einer Vision von seiner endgültigen Verwirklichung. Die Textstellen sind durch den Wechsel der Anrede deutlich von dem Sprechen zu konkreten Personen abgegrenzt; zudem lässt auch der Inhalt klar erkennen, dass Pestalozzi hier in einer anderen Dimension spricht:

> (...) in dir, geliebtes Haus, sehe ich eine Milchstraße, ferne Ahnungen, deren Größe den Schein deiner zeitigen Erscheinung zu nichts macht. Geliebtes Haus, blicke auf diese Milchstraße der Zukunft, wenn an deiner Feuersäule jetzt Lichter erlöschen und Stellen dunkel werden, konkret: Mitarbeiter fortgehen. – (NJ 11, PSW 23, S. 29.)

Pestalozzi verlässt bei diesem Sprechen gewissermassen die reale und für ihn oftmals belastende Umgebung, wendet sich ab von Menschen, die ihn enttäuscht haben, und führt, indem er sein Werk anspricht, eine Art von öffentlichem Selbstgespräch. Im gerade zitierten Fall erhalten die Mitarbeiter indirekt durchaus eine Mitteilung, aber eben vermittelt, sozusagen als Mithörer.

Noch deutlicher den Charakter des Selbstgesprächs trägt allerdings die Rede an das «geliebte Haus» am Neujahrstag 1815. Diese sehr pessimistische Ansprache wird gar nicht erst – wie sonst üblich – an die Anwesenden gerichtet, sondern beginnt direkt mit einer Klage über die unerfüllt gebliebenen vergangenen Jahre:

> Was ist mir von euch übriggeblieben? Du, mein Haus, bist mir übrig geblieben, und du, meine Hoffnung, und du, meine heilige Hoffnung zur Armenanstalt, du bist mir übrig geblieben. Sonst syt ihr verschwunden, Jahre meines Lebens, eure Fußstapfen sind hingeschmolzen wie die Fußstapfen des Wandrers im Schnee, über die der Südwind in milden Frühlingstagen hinwehete. Nur du, mein Haus, bist mir übrig geblieben, und nur du, meine Hoffnung zur Armenanstalt. Sonst ist alles, alles in mir verschwunden, wie das vergangene Jahr. Meine Kräfte verschwinden, die Welt um mich verschwindet, meine Theilnahm an allem ist verschwunden. Ich habe nichts mehr als mein Haus, und will nichts mehr als dich, mein Haus, meine Armenanstalt. Ich blikke zurük auf das vergangene Jahr; die Gestalt der Erde hat sich in ihm verändert, es mir nichts. Ich denke heute nur an dich, geliebtes Haus, und nur an dich, heilige, liebe, einzige Hoffnung meines Lebens, einziges Zihl meines Strebens! (...) Freuen muß ich mich über alles, was Gott dir gethan, geliebtes Haus, inig geliebte Hoffnung; ich möchte auf die Knie fallen und ihm danken. Er hat dich erhalten, geliebtes Haus. Ach, es schien, du solltest vergehen; es schien, meine Hoffnung sollte vergehen. Wie wenn tiefer Schnee die ganze Erde bedekt und das Gefieder des Himels und die Thiere des Waldes ihre Nahrung kümerlich finden, also standest du da, geliebtes Haus, und sorgtest nicht, aber der Himel sorgte. Ich vergieng vast in meinem Elend, du sorgtest nicht, geliebtes Haus, der im Himel sorgte allein. (PSW 23, S. 311f.)[12]

Nach vielen weiteren Klagen über das vergangene Jahr sieht er nun – mit der Hoffnung auf eine ökonomisch erfreulichere Perspektive für die Anstalt, wenn Joseph Schmid zurückkehrt – die Rettung des Hauses vor sich:

> Aber der, der die Schicksahle der Menschen [leitet] und der in den Threnen und in den Sorgen meiner Schwäche das Recht meines Strebens und die Wahrheit meiner Liebe erkandte, er, der die Herzen der Menschen leitet, wie Wasserbäche, wohin er will, er, vor dem Berge sinken und Hügel wanken, machte hinschwinden, was mir im Weg stand. (...) Du, mein Haus, bist gerettet! (...) Des freuen sich die Arbeiter am Weinberg und fassen Muth, den Berg zu reinigen von Unkraut, von wildem Gestreuch, von bösem Gestein. (A.a.O., S. 318.)

An dieser Stelle spricht Pestalozzi mit aller *Deutlichkeit* aus, was sich im Vorangehenden, in seiner Weise, mit den Mitarbeitern und den Kindern zu reden, bereits angedeutet hatte:

Seine Anstalt ist zwar eine konkrete Versammlung von Menschen aus Fleisch und Blut, aber sie hat eine andere, höhere Dimension: «Weinberg des Herrn» – das ist Missionsauftrag, wie im späteren noch deutlicher gezeigt werden wird.

Unabhängig vom konkreten Geschehen scheint dieses Haus eine Bestandsgarantie aus anderer, göttlicher Quelle zu besitzen, die Anlass zum Aussprechen hoffnungsvoller Entwicklungen gibt, ohne dass diese bereits konkret sichtbar wären. [13]

Und diese «Schöpfung aus dem Nichts», wie er sie an anderer Stelle bezeichnet, ist «*sein* Haus», d.h. *er* ist eingesetzt, für ihre irdische Realisierung zu sorgen.

Von seiner Rolle bei der Verwirklichung, aber auch Schwächung des Werkes Gottes und von der Funktion der Mitarbeiter in diesem Zusammenhang handeln die Institutsreden Pestalozzis vor allen Dingen. Von daher wird es erklärlich, weshalb auf etwa 4000 von insgesamt knapp 5900 Zeilen Text in der Kritischen Ausgabe Dinge und Ereignisse dargestellt werden in ihrer Bedeutung für ihn und sein Werk, auf immerhin 2800 in ihrem Zusammenhang mit den Mitarbeitern und auf nur 1140 in bezug auf die Kinder. Von daher wird es auch verständlich, dass die Personalpronomina der 1. Person Singular fast 2900 mal vorkommen, die der 1. Person Plural und die der 2. Person Singular und Plural zusammengenommen 3400 mal.

Es wäre zumindest verfrüht, daraus zu schliessen, Pestalozzi sei im Grunde genommen ein Egozentriker gewesen. Zumindest aber zeichnet sich in der Darstellung seiner selbst sowie seiner Institutsangehörigen und bei der Untersuchung einiger sprachlicher Mittel ein Reden ab, das egozentrischen Charakter trägt. Allerdings ist dieses Ego – Pestalozzi – nicht *isoliert*, sondern als *von Gott* mit einem *Werk* beauftragt beschrieben.

Insofern scheint es gerechtfertigt, den zweiten Teil dieser Darstellung mit dem Titel «Der Beauftragte Gottes und seine berufenen Mitarbeiter» zu überschreiben.

## Der Beauftragte Gottes und seine berufenen Mitarbeiter

Zwar finden sich – verständlicherweise, immerhin ist Pestalozzi der menschliche Vollstrecker der göttlichen Aufgabe – etwa 200 Textstellen, wo der Redner das Possessivpronomen der 1. Person Singular in Formulierungen wie «mein Werk», «mein Haus», «meine Sache» verwendet. Doch in den meisten Fällen wird zugleich eine Beziehung hergestellt zum eigentlichen Urheber, betet Pestalozzi z.B. Neujahr 1810 in aller Deutlichkeit: «Mein Werk ist dein Werk.» (PSW 22, S. 346.)

1804 hatte Pestalozzi einen gefährlichen Unfall. Er geriet unter ein Pferdefuhrwerk und kam nur durch geistesgegenwärtige rasche Reaktion mit dem Leben davon. Er schildert seinen Mitarbeitern diese Rettung in der Neujahrsrede 1808 als ein «tausendfaches Wunder», das er geschehen glaubt, weil Gott

mit ihm noch etwas Besonderes vorhabe. Der so wunderbar Gerettete, im Grunde ein schwacher Mensch, wird mit der Aufgabe betraut, zum einen die Idee der Elementarbildung zu entwickeln, zum anderen in seiner Erziehungsanstalt die Umstände zu schaffen, um die Realisierbarkeit dieser Idee zu beweisen.

Am Neujahrstag 1810 beschreibt er seine Berufung wie folgt:

> Ich blicke zurück auf die frühern Jahre meines Lebens – sie sind meinem Herzen heilig. Da umschattete mich das Dunkel der Welt; in tiefen Nöthen lebte ich einsam, vergessen, verachtet, gedrückt; aber mein Herz seufzte nicht mehr nach meiner Rettung, als nach der Rettung derer, die mich höhnten, und nach der Rettung ihrer Kinder. Das Elend des Lebens war mir leicht. Ich war roh und trotzte dem Elend, aber ich verging fast vor Jammer, da ich sterben sollte, ohne der Menschheit zu dienen. In mir lag das Gefühl: ich kann es, und Gott will, dass ich es thue. Aber der im Himmel wohnt, kannte meine Stunde. Sie war verspätet bis in mein nahendes Alter. Ich war früher für meine Wünsche nicht reif, und meine Umgebungen waren es auch nicht. Aber meine Zeit kam, ich fand meine Erlösung, ich fand mein Werk, ich fand Euch, meine Freunde, Euch, meine Brüder, ich fand, wonach mein Herz gelüstete. Ich sterbe nun nicht, ohne der Menschheit zu dienen. Das alles gab mir Gott. Wie herrlich ist diese Stunde für mich! Du, Gott, erhebest den Armen und rettest den Elenden aus dem Koth! Mein Loos ist mir an einen schönen Ort gefallen. Mich umgeben edle Menschen von nahem und fernem, und bieten mir ihre Hand zu meinem Ziel. Kraftvolle, liebende Menschen suchen mit mir das nämliche Ziel. Ich habe Freunde gefunden, Freunde nicht für den Traum des Lebens und für sein Spiel; ich habe Freunde gefunden für das Werk meines Lebens und zu allem seinem Dienst. Söhne und Töchter mit edlem reinem Herzen nennen mich ihren Vater, und Kinder in Unschuld umwallen mich in Schaaren mit ihrer Liebe. Ich möchte vor Wonne zergehen in Eurer Mitte – was soll ich noch sagen? Hinfallen soll ich, und danken, und schweigen. – Du, o Herr, hast Großes an mir gethan! Mein Werk ist dein Werk. Du, o Herr, hast Großes an mir gethan! Ich schäme mich, meine Augen aufzuheben und hinzublicken in den Kreis, der mich umgiebt. Welche Gefühle erregt sein Anblick, welche Pflicht legt er mir auf! O Herr, o mein Vater, mein Werk ist dein Werk! Du hast mich hingestellt auf einen Berg, den ich nicht selber erstiegen; du hast mich hingesetzt an einen Platz, der mir nicht zu besitzen gebührt. Aber du hast ausgeführt, was ich nicht anzufangen vermochte; du hast gegründet, was ich nicht zu bauen vermochte. Ich vergesse die Welt, vergesse meine Wünsche, und sinke hin mit Vertrauen auf dich. Ich vergesse mein Werk, du hast es gegründet, du hast es erhalten. Es ist dein Werk. Du hast es bisher geleitet, du wirst es ferner leiten. Wie ein Schaffner das Haus seines Herrn verwaltet, ohne Sorge für die Mittel, die ihm sein Herr dafür selber verschafft, also will ich mein Haus, ohne Sorgen für die Mittel, die du mir bisher selber verschafft, verwalten. (NJ 10, PSW 22, S. 345ff.)

Die Einsetzung Pestalozzis in dieses Amt wird durchaus als eine Tat göttlichen Erbarmens betrachtet; doch indem er seine eigene Unfähigkeit beschreibt und die Beauftragung als reinen Gnadenakt darstellt – «Da erbarmtest du dich meiner, du, der dem Niedrigen aus dem Staub hilft, du erbarmtest dich meiner, und mein Haus fiel aus deiner Hand in meine Arme, wie der Morgenthau auf die dürstende Saat» (NJ 11, PSW 23, S. 28f.) –, so sucht er um so mehr, aus dieser Darstellungsweise Autorität gegenüber den Mitarbeitern zu gewinnen.

Pestalozzi ist davon überzeugt, dass Gott ihm mit der Idee der Elementarbildung die Augen geöffnet hat für die wahre Natur des Menschen, die neben der sinnlichen eben auch eine göttliche Seite besitzt, und für die geeigneten Mittel, diese göttliche Seite des Menschen zu entfalten. [14]

Im Umgang mit den Mitarbeitern verbindet er nun beispielsweise theoretische Belehrung über den geistlichen Charakter der Unternehmung mit dem Appell, der entsprechend grossen Aufgabe treu zu bleiben, zumal Unterstützung durch Gott gewiss ist.

> Freunde, Brüder! Das Band unsrer Vereinigung ist durch den Glauben an das Göttliche, an das Ewige, das in unsrer Natur liegt, geknüpft. Was in unserm Geiste, was in unserm Herzen, was in der menschlichen Kunst ewig und unwandelbar ist, auf das und auf das allein suchen wir die Erziehung des Menschen zu gründen. Unser Zweck ist groß – wir wollen die Erziehung des Geschlechts von den Verirrungen im bloß Menschlichen und Sinnlichen zum Göttlichen und Ewigen erheben. Wir wollen in der Bildung der Menschen von dem bloß Wandelbaren seines wechselnden Seyns zu den ewigen Gesezen seiner göttlichen Natur hinaufsteigen, und den Leitfaden unsers diesfälligen Thuns in diesen ewigen Gesetzen erforschen. Wir wollen der Unnatur in der Erziehung und ihren Folgen, der Oberflächlichkeit, der Einseitigkeit, der Anmaßung, der Kraftlosigkeit unsers Geschlechts entgegenwirken, und es durch die Erziehung zum Einklang seiner Kräffte, zur Vollendung seiner Anlagen, zur Selbstständigkeit in seinem Thun und Lassen erheben.
> Freunde, Brüder! Unser Bund ist geeignet, das, was in unsrer Natur ewig und unveränderlich ist, in der Erziehung als Fundament alles Veränderlichen und Zeitlichen, das darin statt hat, zu erkennen und zu benutzen, und so das Menschliche in der Erziehung dem Ewigen und Göttlichen unsrer Natur unterzuordnen; er ist geeignet, die Bildung unsers Geschlechts mit dem Gang der Natur, mit dem ewigen, göttlichen Wesen, das in unsrer Natur ist, in hohe heilige Übereinstimmung zu bringen. Freunde, Brüder! Unser Zweck ist groß. aber auch unsre Mittel sind groß. Alles Unveränderliche, alles Ewige, alles Göttliche, das in der Menschennatur ist, steht unter sich selber in einem ewigen, unzertrennlichen Zusammenhang. (...) Gott (...) steht uns im Kampfe gegen das Nichtige, gegen das Vergängliche in der Erziehung und allen ihren Trug und allen ihren Tand mit der Kraft seiner Allmacht zur Seite. Gott ist in den Schwachen, die das Göttliche suchen, mächtig. Wir sind des Siegs über das Vergängliche und Nichtige gewiß. (PSW 23, S. 24f.)

Wenn also die Verbindung Pestalozzis mit seinen Mitarbeitern der Verbreitung dieses Zweckes dient, so ist das Miteinander nicht menschlicher Natur, wie er Pfingsten 1811 von seinem fiktiven Sterbebett aus erklärt: «Ihr seid nicht meine Schüler, Ihr wandelt mit mir Gottes hohen, heiligen Gang». Gerade die Situation des Abschiednehmens, der Übergabe des Werkes an die nächste Generation bedarf der Lösung der Zuhörer vom Wirken ihres Leiters und der Mahnung an den gemeinsamen, *höheren* Auftraggeber:

> Werdet Priester des Göttlichen und Ewigen, lernet es suchen und feinden, wo es im Verborgenen lige. (...) Erhebet Euch auf dem Wege des Glaubens, der Liebe und Demut zu der innern Höhe, die zu besizen es weder Gelehrsamkeit, noch Kunst, noch irgend eine menschliche Kunst braucht, sondern bloße Hingebung an Gottes innere heilige Leitung! Dann wird Euch gelingen, was die Welt jez noch für umüglich helt, Ihr werdet in Euren pädagogischen Bestrebungen Euch täglich mehr der absoluten und derjenigen Methode nehern, durch die Gott selber die Menschheit erzieht, mag denn die Welt Euer spotten und sich Euer schämen, daß Ihr Eure Zeit mit Menschen verliert, die Roms und Griechenlands feines Leben nie kenen. (A.a.O., S. 67.)

Das Bewusstsein, an dieser Aufgabe mitzuwirken, hat erhebenden Charakter. Den Mitarbeitern wird deutlich vermittelt, dass sie nicht an *irgendeiner* Sache stehen, sondern sich als Auserwählte für einen besonderen Auftrag ansehen dürfen: «Ihr strebet nicht nach irgend einem Wahn mentschlicher Erziehungsweisen, sondern ihr strebet danach, zu erkenen und zu begreiffen, wie Gott selber das Menschengeschlecht erzieht.» (A.a.O., S. 69.)

Allerdings, so macht er in der gleichen Rede unmissverständlich klar, untermauert diese Sicht der Dinge natürlich zunächst und unbeirrbar *seine eigene* Autorität im Hause. Denn würde er tatsächlich auf dem Sterbebett dies alles aussprechen, so sagt er, «(...) würde ich Euch hinweisen auf ihn, der in meiner Schwäche mächtig war und mein Ende geseegnet, wie er weniger Mentschen Ende gesegnet! (...) Gott hat ein Großes in meine Hand gelegt.» (A.a.O., S. 63.) Und da er ja in Wirklichkeit noch nicht sterben wird, so liegt dieses Grosse nach wie vor in seiner Hand!

Im Grunde bedeutet jeder Einzelanspruch von Mitarbeitern auf Autorität oder Anerkennung nicht unberechtigten Anspruch gegen ihn, sondern gegen seinen Auftraggeber, gegen Gott. So heisst es in der Neujahrsrede von 1808:

> Es war der Welt eine Thorheit, aber Gottes Hand wachte ob mir. Mein Werk gelang. Ich fand Freunde für mein Herz und für mein Werk. Ich wußte nicht, was ich that. Ich wußte kaum, was ich wollte. Aber es gelang. Es entstand, wie die Schöpfung, aus dem Nichts. Es ist Gottes Werk. Oder wem gehört es? Wessen ist es? Wer steht auf und spricht das Wort aus: es ist mein Werk? Einmal ich spreche es nicht aus; und auch Ihr sprecht es nicht aus. Es ist nicht mein Werk; es ist nicht Euer Werk. Stehet auf, Freunde! es ist Gottes Werk! (...) Ihr erstauntet, als Ihr mich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet saht. Aber ist mein Werk nicht höher gerettet

als damals mein armer Leib? Es ist ein Wunder, daß ich noch bin. Es ist ein Wunder, daß mein Werk die Gefahren in Burgdorf, daß es die Gefahren in Buchsee, daß es die Gefahren in Iferten alle überstanden. (PSW 21, S. 4f.)

Es sind «hohe Entschlüsse zum Wohle der Menschheit» (vgl. Buss 10, PSW 22, S. 362), an denen sie mitwirken. Entsprechend verurteilungswürdig ist das Zulassen von Schwächen; solches Verhalten rückt in die Kategorie von «Sünde» auf, weil Dienstverweigerung Weigerung gegen Gott ist:

> Freunde, Brüder, Ihr gefährdet durch Eure Schwäche nicht mehr Euch, nicht mehr das Meinige, Ihr gefährdet durch Eure Schwäche, durch Eure Leidenschafften die heilige Sache unsrer Vereinigung, die Sach des Menschengeschlechts und seiner höchsten Intressen, so wie Ihr in Selbstüberwindung, durch die Kräffte und Mittel, die in der Hand unserer Vereinigung sind, die Sach des Menschengeschlechts und seiner heiligsten Intressen beförderen könet und zu beförderen auf eine ausgezeichnete Art vor dem Angesicht Europas beruffen syt. Zörnet und sündiget nicht! Wer Gutes thun kan und es nicht thut, dem ist es Sünde! Wer seine Hand an den Pflug legt und wieder zurükzieht, der ist nicht bequem zum Reich Gottes. (NJ 15, PSW 23, S. 321f.)

Und er macht ihnen unmissverständlich klar: Der tierische Sinn des Menschen, mit dem ja auch sie zu ringen haben, kann nur im Glauben an den Erlöser, an Jesus Christus überwunden werden:

> Nur in seiner Anbetung und im Glauben an ihn wird das heilige Band unsrer Vereinigung zur Liebe in uns selber vollendet; nur in seiner Anbetung wird der Zweck unsrer Vereinigung erreicht; nur in seiner Nachfolge wird der Geist unsrer Methode ein reiner, ein erhabener, ein dem Ganzen unsrer Natur genugthuender menschlicher Geist. (NJ 09, PSW 21, S. 230f.)

Besonders intensiv beschworen wird die zwingend geistliche Dimension dieser Vereinigung in der Weihnachtsrede von 1810. Ausgehend von einer Schilderung der Weihnacht in früheren Zeiten, die idealisierend beschrieben wird als Christfest, bei dem alle Menschen sich jeweils neu in einem göttlichen Bund miteinander vereinigten, sich alle Fehler verziehen und gegenseitige Hilfe und Erbarmen zeigten, zieht Pestalozzi eine Parallele zwischen dieser Gemeinschaft der himmlischen Freude und derjenigen der Mitarbeit an seinem Werk. Dieser sachlich etwas gewagte Sprung wird geleistet mittels paralleler Verwendung von Begriffen, indem er zunächst die Vereinigung der Menschen beim Fest der Gemeinschaft und dann *ihre* Vereinigung beschreibt.

Die Freude der Weihnacht war die «Freude des Menschengeschlechts» (PSW 22, S. 367):

> Die Stunde der himmlischen Freude war die Stunde der himmlischen Heiligung. Die Erde war in dieser Stunde eine himmlische Erde, und der

Wohnsitz der sterblichen Menschen duftete Gerüche des unsterblichen Lebens.» (A.a.O., S. 368.) Die «menschlichen Herzen» waren «in dieser Stunde (...) voll des Heiligen Geistes, und ihre Hände voll menschlicher Gaben für ihre Brüder» (a.a.O., S. 369). «(...) die Gemeinheit der Liebe ist die einzige wahre Quelle der Gemeinschaft der Freude; sie ist die einzige wahre Quelle des Göttlichen, des Heiligen in der Liebe (a.a.O., S. 370).

Da nun die Mitarbeiter zu einem «heiligen Zweck» zusammenstehen, bedarf ihre Gemeinschaft eben dieser Vereinigung in der göttlichen Liebe:

> Brüder, Brüder, wenn uns nur das Menschliche, wenn uns nur das Zeitliche vereiniget, so sind wir in unserm Innern schon zerrissen, und unser Äußeres wird und muß zusammenfallen, wie ein Spinnengewebe, das eine Mücke durchbricht, und ein Windstoß zernichtet.
> Freunde, Brüder, es ist kein Geringes, wenn Menschen zusammenstehen zu einem heiligen Zweck; sie müssen sich selbst in ihrer Vereinigung heiligen, wenn ihr Zweck in ihnen ein heiliger Zweck bleiben, und durch sie ein heiliges Werk werden soll. Aber die Menschen verderben sich weit mehr durch ihre Vereinigung, als daß sie sich in derselben und durch sie heiligen.
> Freunde, Brüder, laßt uns die Gefahren aller menschlichen Vereinigung nicht mißkennen. Wo immer nur das Menschliche im Menschen mit dem Menschlichen in andern Menschen sich vereiniget, da heiliget und reiniget sich der Mensch nicht durch seine Vereinigung. Nur wo das Göttliche im Menschen mit dem Göttlichen in andern Menschen sich vereiniget, nur da reiniget und heiliget sich der Mensch durch seine Vereinigung mit andern Menschen, und das Göttliche im Menschen vereiniget sich mit dem Göttlichen in andern nur durch die Gemeinschaft des Sinnes Jesu Christi und seines heiligen Geistes.» (A.a.O., S. 370f.)

Weihnachten und die innere Erneuerung der Vereinigung werden dann noch einmal in ganz direkten Zusammenhang gestellt in der Aussage:

> Brüder, sind wir fähig, das Weihnachtsfest im Geist der edelsten unsrer Väter, im Geist wahrer Christen zu feyern, so sind wir auch fähig, unser Werk zu vollenden. (...) Freunde, Brüder! Unser Haus ist dann ein Haus des Himmels, und der Wohnsitz unsrer Schwäche duftet dann Gerüche des unsterblichen Lebens. (A.a.O., S. 378f.)

Zu Neujahr 1816, also ein gutes halbes Jahrzehnt später, wird – auch ohne das Pathos eines Weihnachtsgottesdienstes – wiederum der Bund der Mitarbeiter als ein «in seiner ursprünglichen Entstehung» heiliger Bund bezeichnet; ein Bund, von dem es in der «Rede an die Mitarbeiter» von 1811 hiess, dass er Pestalozzi von der «Vorsehung zur Erziehlung» seiner «Zwecke an die Hand gegeben» sei (PSW 23, S. 42). Und wiederum wird zur Umkehr zur ursprünglichen Unschuld aufgerufen, indem die Mitarbeiter sich erneut Gott unterwerfen sollen (vgl. PSW 24B, S. 39). In einem Jahresrückblick hat Pestalozzi zuvor sowohl die positiven Entwicklungen im Institut als Gottes Rettung des Werkes

beschrieben als auch die Trauer über den Tod seiner Frau sowie eines Schülers der Anstalt genutzt, um zur inneren Erhebung zu wahren Werten aufzurufen. Geradezu zwingend bindet Pestalozzi im Anschluss daran seine Mitarbeiter in ein Gelöbnis ein:

> Also begeistert von unserer Rettung, erhoben von unserer Trauer, Gott, unsern Retter, und unsere Gestorbene als unsere Beyspiele vor unsern Augen, umarmen wir uns alle zum erneuerten Bunde und im Angesicht des Hauses, in dem wir Gott und der Menschheit zu dienen gelobt haben, im Angesicht der heiligen Unschuld dieser Kinder, die uns umgeben, im Angesicht der Zöglinge, deren Vater und Lehrer wir sind, im Angesicht der Zöglinge, deren Eltern das Liebste, das sie haben, in hohem, seligem Vertrauen in unsere Hände gelegt haben, im Angesichte des Heiligen, des Göttlichen, des Ewigen, das im Wesen unserer Vereinigung liegt: Freunde, Brüder, schwört, den Zwecken unserer Vereinigung mit jeder Aufopferung, jeder Hingebung treu zu seyn bis an das Grab! (NJ 16, PSW 24B, S. 40.)

Die emotionale Wirkung eines solchen verbindlichen Versprechens in der Atmosphäre des Gottesdienstes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, zumal es eben *vor Gott* ausgesprochen wird.

Ein solches Gelöbnis hat sein bindendes geistliches Gegenstück auf der anderen, auf Gottes Seite. Es ist sozusagen die angemessene Antwort auf die Beauftragung der Mitarbeiter durch Gott, was Pestalozzi auch zum Ausdruck bringt in den Begriffen «Berufung» (vgl. NJ 09, PSW 21, S. 224) und «Bestimmung»:

> Euere Bestimmung [d.h. die der Kinder] ist das innere heilige Wesen dieses Lebens, sie ist das innere heilige Wesen der menschlichen Natur selbst. Unsere Bestimmung [d.h. seine und die der Mitarbeiter] ist: die Unschuld, die Treue und die sich aufopfernde Kraft dieses Lebens zu fördern. Freunde, Brüder, erkennt Eure Bestimmung, erkennt den Umfang Euerer Pflichten in der Würde Euerer Bestimmung! (NJ 16, PSW 24B, S. 38f.)

Scheinbar im Widerspruch zu derlei dringenden Mahnungen an die Pflicht durchzieht die Reden von Anfang bis Ende noch eine andere Sicht seines als des göttlichen Werkes, nämlich die seines Bestehens *unabhängig* vom menschlichen Wirken. Ein göttliches Werk verlangt natürlich zwingend diese Autarkie. Es wäre absurd, seine Realisierung ganz in Abhängigkeit vom menschlichen Tun zu sehen. So heisst es Neujahr 1809 z.B.:

> Wäre mein Werk zu Grunde gegangen, ich schriebe es mir selbst zu, und niemand anderm, ich könnte es niemand anderm zuschreiben. Aber Gott hat es errettet; er hat es mitten durch alle meine Schwächen, er hat es mitten durch alle meine Verirrungen errettet. Es steht noch, ihm sey es gedanket! Es steht noch als Gottes Werk; als solches ist es ein Wunder der Vorsehung! (PSW 21, S. 222.)

Im Jahre 1817, im Rückblick auf die vorangegangenen Jahre, wird dem scheinbaren Untergang der menschlich-schwach scheinenden Anstalt die Errettung durch Gott und dies in völliger Unabhängigkeit vom menschlichen Vermögen gegenübergestellt:

> Jahre lang faßte vast jedermann, der meine Anstalt sah, sie wie eine sterbende, die dem eigentlichen Ausathmen ganz nahe sy, ins Aug. Die Rede war allgemein, es ist mit ihr aus! Ein Mann von der ersten Bedeutung sagte vor sieben Jahren: Es ist das größte Wunder, das je geschehen, wenn es sich noch ein Jahr erhält; und die Äußerungen: Das Haus löst sich zusehends auf, es geth allmählig vollends auseinander! solche Äußerungen erneuerten sich sint vielen, vielen Jahren, oft mit jedem Monat, oft mit jeder Wuchen. Es zweifelte an meinem Zugrundgehen, wenigstens in meiner nächsten Umgebung, gar niemand. Die mehrern aber, bei denen solche Äußerungen von Mund zu Mund [gingen], achteten sie für eine gute Mähre, an der sie Freud hatten. Wenige andere sprachen sie mit Trauer und Betrübnis für mich aus.
>
> Der Schein war ganz für das, was mann aussprach. Aber Gott hat gehulfen, es ist noch nicht mit mir aus. Mein Haus ist noch nicht auseinander. Noch bin ich nicht versunken, Gott hat mich gerettet. Es ist ein Wunder selber auch in meinen Augen. Noch heute umschweben mich frylich alle Gefahren, die den Lauf meines Strebens bis auf diese Stunde begleitet. Ich sehe sie und achte sie nicht. Sie werden vorübergehen, wie alle Stürme meines Lebens vorübergegangen. Was ich will, was ich eigentlich suche, was der Zwekk meines Lebens an sich, was das Heilige, das Unverenderliche, das Ewige in meinem Streben ist, das ist nicht meine, sondern Gottes Sache, das ist der Menschheit Sach. Und was bin ich, was sind wir alle in diesem Streben? Ein Nichts, das vorübergeth in seiner Stunde, wie ein Wurm, dessen Leben nur einen Tag dauert.
>
> Wenn unser Thun in seiner äußeren Erscheinung auch scheiterte, so scheitert nicht Gottes, es scheitert nicht der Menschheit Sach. Es fällt nur ein Stein, es fällt nur ein Sandkorn, das wir ungeschikt und thöricht an die Mauer Gottes, die ewig ist, ankleisteren wollten, von ihr hinunter. (NJ 17, PSW 25, S. 7.)

Pestalozzi stellt seine Mitarbeiter mit einer solchen Argumentation im Grunde genommen in eine äusserst ambivalente Situation. Einerseits macht er ihnen deutlich, dass es nicht *ihr*, sondern *Gottes* Werk ist, an dem sie arbeiten. Sie sind «unnütze Knechte», die tun, was sie zu tun schuldig sind, aber nicht *notwendig* zum Gelingen der Sache (vgl. ebd.). Andererseits werden sie für besonders verantwortlich und – in Anbetracht des gewaltigen Auftrages, den es zu erfüllen gilt, – bei Versagen zu Sündern erklärt.

Indem Pestalozzi sich als unmittelbar von Gott Beauftragter darstellt, bekommt er selbst eine beachtliche, nämlich Gott stellvertretende Autoritätsposition. *Er* selbst ist nur Gott Rechenschaft schuldig, und da – geistlich interpretiert – Gott gerade in den Schwachen mächtig ist, da es gerade das zerknickte Rohr ist, das er nicht zerbricht, sondern aufrichtet, sind auch Pesta-

lozzis Schwächen zwar beklagenswert – er tut dies ausführlich –, aber im Umkehrschluss auch besonderer Legitimationsgrund für seine Erwählung: sind es doch nach der Bibel gerade diejenigen, die Gott emporhebt.

Die Mitarbeit an diesem Werk erhält aufgrund seines göttlichen Ursprungs sakralen Charakter. Die Mitarbeiter als «Priester» laufen nicht nur Gefahr, ihren Vater und Führer Pestalozzi zu enttäuschen, sondern Gott oder zumindest seine Sache zu verraten, durch Anmassung ebenso wie durch Dienstverweigerung.

Es handelt sich bei dieser Argumentation um eine für den Pietismus [15] typische Denkweise. Einerseits ist der Mensch schwach und von sich aus zu nichts Gutem fähig. Andererseits wird er, sofern er sich demütigt und der Gnade Gottes anvertraut, von diesem geheiligt und zur Mitwirkung an der Verbreitung des Reiches Gottes berufen. [16]

Der Pietist steht immer in der Spannung zwischen tiefer Zerknirschung und einem hohen *Wert*gefühl aufgrund seiner Erwählung. Dieses führt meist zu einem *Selbstwert*gefühl – einer im Pietistmus wiederum nicht statthaften Regung. Beim nächsten Scheitern wird reumütig erkannt, dass dieses Versagen auf eigenes Verschulden, nämlich Selbstüberhebung und Vertrauen in die *eigenen* Kräfte zurückgeführt werden muss. Durch neuerliche Demütigung vor Gott beginnt der Kreislauf von vorne.

In diese existentiell sehr aufreibende Spannung [17] sieht Pestalozzi sich offensichtlich gestellt. Indem er allerdings über sich selber in aller Offenheit Zeugnis ablegt, steht ihm auch das Recht zu, die anderen Anwesenden ebenfalls zur Infragestellung der eigenen Person aufzufordern. Auch dieses gegenseitige «Outen» ist Teil der pietistischen Gemeinschaftspraxis.

Die Berufung Pestalozzis durch Gott und die Erhabenheit seines Auftrages, der ins Geistliche überhöht wird, verlangen Treue und Hingabe auch von den Mitarbeitern.

Im direkten Umgang mit ihnen, z.B. bei Konferenzen, scheint Pestalozzi Mühe gehabt zu haben, sich klar durchzusetzen. Blochmann beschreibt den «Vater» in diesem Zusammenhang «bei nichts (...) seltsamer und wunderlicher als bei zu treffenden Einrichtungen und Organisationen. Er hat eine natürliche Unbehülflichkeit zu Allem, was Direction angeht; es fehlt ihm dann der klare Verstand und das Eintreten in die Details. Er spricht dann immer nur seine Gefühle aus, ohne irgend zu bestimmen, was und wie es nun werden soll. Wird ihm dann widersprochen, so glaubt er, man sei gegen ihn und wolle ihn nicht mehr wirken laßen – dann wird er oft hitzig und bitter». [18]

Hebt Blochmann als Reaktion Pestalozzis auf Schwierigkeiten vor allem dessen Verletzlichkeit hervor, so spricht Ramsauer sogar von Beschimpfungen und Demütigungen der Mitarbeiter: «Hörte Pestalozzi von einer eingerissenen Unordnung unter den Lehrern des Instituts, so rief er alle zu einer Versammlung zusammen und schimpfte im Allgemeinen so über ihre Schlechtigkeit, wie wenn kein Tropfen guten Blutes in uns flöße, während doch ganz Europa auf uns blicke. Er nannte aber selten eine specielle Unordnung, noch weniger einen Einzelnen von uns, und that dadurch jedesmal dem Bessern unrecht, besonders auch dadurch, daß er von der zu großen Freiheit, die er dem Einzelnen ließ, auf das andere Extrem verfiel und uns alle, wie ganz kleine Kinder behandelte, und

keinem mehr ohne specielle Erlaubniß auch nur zum Hause hinaus gehen lassen, oder ihm eine einzige freie Stunde gestatten wollte.» [19]

Treue und Hingabe sind mit solchen Mitteln schwer zu erlangen. *Sie* zu begründen und zu sichern, scheint allerdings zentrales Anliegen der Institutsreden zu sein.

## Exkurs: Die Fülle religiöser Begriffe als Wirkmittel der Reden

Angesichts dieser geistlich befrachteten Charakterisierung des Wirkens aller Beteiligten kann es nur als opportunes und wirksames Sprachmittel angesehen werden, an entscheidenden Stellen möglichst viele religiös besetzte Begriffe in den Argumenten geltend zu machen.

Eine Recherche nach allen Textstellen, an denen die Begriffe «Gott» und «göttlich» sowie «Jesus Christus» vorkommen, ausserdem «heilig», «Himmel» und «himmlisch» sowie Wörter aus der Begriffsfamilie «Hingabe»/«hingeben», sofern sie in religiöser Absicht verwendet werden, ergab bei den untersuchten Reden eine Gesamtfundstellenzahl von 1.027. In bezug gesetzt zu 5.873 untersuchten Zeilen in der Kritischen Ausgabe bedeutet dies in jeder 5. bis 6. Zeile eine religiöse Andeutung. Handelte es sich um ein normal-verteiltes Vorkommen der Begriffe, könnte man die Anzahl wohl dem Tatbestand zuschreiben, dass es sich bei den dargestellten Reden um eine Art von Predigten handelt.

Eine solche Verteilung ist jedoch nicht der Fall. Während man immer wieder längere Abschnitte findet, in denen das Religiöse – vorläufig noch – keine Bedeutung hat, beispielsweise Schilderungen von Misserfolgen und Fehleinschätzungen oder Klagen über mangelnde Einigkeit, sind andererseits bestimmte Abschnitte mit religiösen Begriffen stark angereichert.

Mit einigen Textpassagen soll verdeutlicht werden, dass das Religiöse nicht nur Hintergrund, sondern – angesichts der im ersten Teil entfalteten Darstellung des Werkes durch Pestalozzi – Instrument ist, um eine Atmosphäre zu schaffen, in der eine Aufforderung weitaus appellativer und verpflichtender wirken muss als bei einer nüchternen Begegnung.

So versucht Pestalozzi beispielsweise durch monomanische Wiederholung bestimmter religiöser Begriffe eine Situation von höchster Eindringlichkeit zu schaffen. In der schon mehrfach erwähnten Weihnachtsrede von 1810 ist es der Aspekt des «Heiligen», der – bezogen auf die «Vereinigung» der Mitarbeiter – fortwährend wiederholt wird, allenfalls variiert mit «göttlich», und eine suggestive, beinahe hypnotische Wirkung erzielt (siehe oben).

Ebenfalls mit ständiger Wiederholung der immer gleichen religiösen Formulierungen arbeitet Pestalozzi in der darauffolgenden Neujahrsrede von 1811, in der er das «Göttliche, Ewige» zum Leitthema erhebt, wenn er etwa den Zweck der – göttlich inspirierten – Elementarbildung wie folgt umreisst:

> Freunde, Brüder, unser Bund ist geeignet, das, was in unsrer Natur ewig und unveränderlich ist, in der Erziehung als Fundament alles Veränder-

lichen und Zeitlichen, das darin statt hat, zu erkennen und zu benutzen, und so das Menschliche in der Erziehung dem Ewigen und Göttlichen unsrer Natur unterzuordnen; er ist geeignet, die Bildung unseres Geschlechts mit dem Gang der Natur, mit dem ewigen, göttlichen Wesen, das in unsrer Natur ist, in hohe, heilige Übereinstimmung zu bringen. Freunde, Brüder! Unser Zweck ist groß, aber auch unsre Mittel sind groß. Alles Unveränderliche, alles Ewige, alles Göttliche, das in der Menschennatur ist, steht unter sich selber in einem ewigen, unzertrennlichen Zusammenhang. Wer im großen Umfang des menschlichen Vereins das Ewige, das Unsichtbare, das Heilige, Göttliche in der Menschennatur ehrt und sucht, der steht mit uns in einem unsichtbaren, aber ewigen und heiligen Bunde. Er steht uns im Kampfe des Ewigen gegen das Nichtige, der Wahrheit und Liebe gegen Irrthum und Selbstsucht zur Seite, und Gott, der Vater des Lichts und die Quelle der Liebe, Gott, der ewige, der unveränderliche Schöpfer des Unveränderlichen und Ewigen, das in unsrer Natur liegt, Gott widerspricht sich nicht. (PSW 23, S. 24f.)

Auch die Pfingstrede von dem fingierten Sterbebett aus rückt das Geistliche in den Mittelpunkt, betont das Heilige der Vereinigung und des Zwecks (vgl. PSW 23, S. 66).

Als besonderes Mittel zum indirekten Appell steht Pestalozzi bei der Predigt zum Abschluss das Gebet zur Verfügung. Es macht möglicherweise zuvor rational gefasste Zweifel an Inhalten der Rede oder Kritik an Pestalozzis Sprechweise vergessen, wenn der Zuhörer im Geiste mit vor den Thron Gottes geführt wird.

Was die gehäufte Verwendung von religiösen Begriffen an entscheidend bewegenden Stellen anbetrifft, handelt es sich ebenfalls um eine für den Pietismus typische Weise des Sprechens. Den Gläubigen gelingt es in einer solchen Atmosphäre leichter, sich in eine emotional bewegte Verfassung zu begeben, die Sündenbekenntnis und Hingabe zu einer innerlich sehr aufwühlenden Angelegenheit werden lassen. Solche Situationen tiefster Erregung hinterlassen einen starken seelischen Eindruck. Mithin nutzt man die Sprache gewisserweise zur Auto- und zur Fremdsuggestion.

## Jesus und seine Jünger

Bei den bisherigen Zitaten, die zeigen sollten, wie Pestalozzi seine Autoritätsposition durch die Selbstdarstellung als von Gott Beauftragter religiös zu stützen versucht, wurde eine besondere Gruppe ausgespart: Vergleiche seiner selbst und seiner Mission mit dem Auftrag des Moses, das Volk Israel aus der Knechtschaft zu führen, sowie mit dem Auftrag Jesu Christi, ausserdem Vergleiche seiner Mitarbeiter mit Jüngern Jesu und Aposteln.

Im folgenden soll aufgezeigt werden, wie Pestalozzi diese Parallelen einführt und welche Funktion ihnen zukommt.

Mit Moses wird die grösste Autoritätsperson des Alten Testaments bemüht. Sein Auftrag, das Volk der Juden aus der Sklaverei in Ägypten herauszuführen

in das verheissene Land, wird wiederum häufig als Metapher verwandt für den Auftrag Jesu Christi, die Menschen aus der Knechtschaft der Sünde zu einem neuen, ewigen Leben zu befreien. Offensichtlich sieht Pestalozzi in *seinem* göttlichen Auftrag eine Parallele: die Befreiung der Menschen aus ihrer Verblendung über das Wesen der Erziehung zur richtigen Erkenntnis und deren praktischer Umsetzung. Es handelt sich hier um einen beachtlichen Vergleich.

Wie Moses fühlt sich Pestalozzi von Gott zu seiner Aufgabe ausdrücklich persönlich berufen: «Es ist die Stimme Gottes, die zu mir sagt: Der Ort, auf dem du stehest, ist ein heiliger Ort», so teilt er seinen Zuhörern mit (vgl. NJ 16, PSW 24B, S. 36) und zitiert dabei – ohne expliziten Hinweis – die Berufungsgeschichte des Moses am brennenden Dornbusch (2. Mose 3,5).

Und ebenso wie Moses unter der Last, die die Berufung mit sich brachte – meist Ungehorsam des Volkes –, mitunter stöhnte und sich ihr nicht gewachsen fühlte (vgl. 4. Mose 11, 11), so klagt auch Pestalozzi, die «Last» sei für ihn zu «groß» (vgl. NJ 09, PSW 21, S. 225).

Doch Berufung bedeutet nicht nur Last, sondern verleiht eben auch Autorität. Mit der gleichen Bestimmtheit, mit der Moses dem Volk Israel befahl, von dem durch ihn vermittelten Gesetz Gottes «weder zur Rechten noch zur Linken» zu weichen (vgl. 4. Mose 20,17), fordert Pestalozzi von seinen Mitarbeitern:

«Haltet Euch fest in Euerem Beruff und weichet nicht weder zur Rechten noch zur Linken! Es ist darum zu thun, in der Erziehung Gottes Wege zu gehen und nicht der Menschen Wege.» (Pfi 11, PSW 23, S. 67.)

Bereits Moses hatte oft Probleme, seine Anerkennung durch das Volk zu sichern. Noch mehr verkannt wurde das Wirken Jesu. Er, der in so erwartungswidrig niedriger Stellung geboren wurde und lebte, blieb als Gottessohn für viele Menschen ebenso verborgen, wie die Lehre von der Bedeutung seines Leidens, Sterbens und Auferstehens dem nur rationalen oder philosophischen Zugriff verborgen bleibt.

Auch Pestalozzi musste in seinem Leben sehr häufig die Erfahrung machen, dass er verkannt und sein Werk kritisiert und missverstanden wurde. So greift er in der Weihnachtsrede von 1810 zum direkten Vergleich:

> Brüder! Gott ist in dem Schwachen mächtig. Der Erlöser der Welt erschien uns ja, in der Krippe liegend, als ein unmündiges Kind, und die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater war den armen Feldhirten, die die Schafe hüteten, von den Engeln verkündet.
> Der Tag, den wir feyern, der Tag der heiligen Weihnacht, erhebe uns zu einem hohen heiligen Muth für unser Werk. (PSW 22, S. 378.)

Da er, Pestalozzi, und seine Mitarbeiter die Grösse ihres Werkes, die auch noch im Verborgenen liegt, kennen, so können sie sich darüber freuen: «wie wir uns der Menschwerdung Jesu Christi freuen, also freuen wir uns der heiligen Vereinigung unsrer selbst zu unserm Zweck.» (A.a.O., S. 375.) Wenige Zeilen später kann dann Pestalozzi bereits, ohne noch ausdrücklich von einem Vergleich zu sprechen, kühn formulieren: «wir können und wollen das Wohl der

Welt, das Heil unsers Geschlechts (...) wahrhaft und zuverlässig befördern.» (A.a.O., S. 376.)

So muss es auch gar nicht als Schande gelten, wenn sein Werk «der Welt eine Thorheit» ist (vgl. NJ 08, PSW 21, S. 4), denn vom Evangelium heisst es im Ersten Brief an die Korinther: «Das Wort vom Kreuz ist zwar denen, die verloren gehen, eine Torheit; uns aber, die wir gerettet werden, ist es eine Kraft Gottes.» (1. Kor. 1,18.) «Denen, die verloren gehen» – so hart wird also das implizit mitgedachte Urteil über diejenigen gesprochen, die die Idee der Elementarbildung nicht anerkennen und ihre Umsetzung ablehnen, während die Förderer des Werkes Pestalozzis in der Kraft Gottes wirken. Weiter heisst es im Korintherbrief: «Ein natürlicher Mensch aber nimmt die Dinge, die des Geistes Gottes sind, nicht an; denn Torheit sind sie ihm, und er kann sie nicht erkennen, weil sie geistlich beurteilt werden müssen.» (1. Kor. 2,24.) Wenn es gerade auf solche Werke zutrifft, «die des Geistes Gottes» sind, dass sie verkannt werden, dann kann die positive Umdeutung für das eigene Verkanntwerden kaum höher sein.

Damit wird nun die Mitarbeit am Werk Pestalozzis zur Mitarbeit im Weinberg Gottes – ein Gleichnis, das Jesus ausdrücklich für die Mission verwendet, das Pestalozzi jetzt aber gleichermassen für sein Erziehungswerk einsetzt –, ohne Nennung des Bezugspunktes oder ein vergleichendes «so wie».

Die eigene Anstalt wird zum «göttlichen Weinberg» erklärt, in dem die Mitarbeiter wirken: «Ihr arbeitet am Weinberg des [Herrn], und wer immer daran arbeitet, ist ein Mitglied der heiligen Vereinigung der Arbeiter im Dienst des [Herrn].» (NJ 15, PSW 23, S. 319; vgl. Pfi 11, PSW 22, S. 64.)

Freilich ist dieser Weinberg bedroht von «Lohnknechten», die sich mitten unter die unentgeltlich dort arbeitenden Knechte schleichen und den eigenen Verdienst suchen (vgl. NJ 15, PSW 23, S. 313f.). Die indirekte Drohung an solche Mitarbeiter und der Aufruf zur Wachsamkeit sind in dieser Abwandlung des Gleichnisses unverkennbar.

Pestalozzi vergleicht aber nicht nur sein Werk mit der Mission Jesu, sondern verwendet auch wörtlich dessen Aufrufe an die Jünger.

So bestätigt er die Grösse seiner Aufgabe mit den Worten: «Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!» (NJ 16, PSW 24B, S. 37; vgl. Matth. 9,37.)

Darum gilt für diese wenigen, die ihn und sein Werk nicht verkennen, sondern daran mitarbeiten: «Brüder, lasset uns würken, solange es noch Tag ist! Helfet mir würken, solange noch mein Tag ist!» (NJ 15, PSW 23, S. 322; vgl. Joh. 9,4.)

Sehr konkret auf sein Werk münzt Pestalozzi auch das Gleichnis Jesu von den Bäumen und ihren Früchten um, das in Matth. 7 folgendermassen wiedergegeben ist:

«So bringt jeder gute Baum gute Früchte, der faule Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, noch [kann] ein fauler Baum gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Also werdet ihr sie an ihren Früchten erkennen.» (Matth. 7,17–20.)

Pestalozzi wendet sich mit diesem Gleichnis an die ältesten der Schüler – die zukünftigen Jünger:

> Die Welt sieth auf Euch, Ihr syt die ersten Kinder unserer Schule. Werdet Mäner, zeigt Euch als Mäner, mangelt der Welt in keiner Krafft! Sie erkent den Baum an seinen Früchten, sie will ihn daran erkenen, sehet also, daß Ihr Frucht traget und Eure Frucht vollendet erscheine. (Pfi 11, PSW 23, S. 71.)

Und er fährt fort mit dem Zitieren eines ähnlich ausgerichteten Bibelworts:

> Jünglinge, wenn Ihr sie [Eure Frucht] vollendet, wenn der Samen in Euch reifet, der in Euch wie in einen bereiteten Akker hingelegt ist, so wird die Welt die Wahrheit unsers Thuns erkenen und die Menschen, wenn sie sehen werden Eure guten Werke, Euer untadelhafftes Thun, werden den Vatter, der in den Himeln ist, preisen. (ebd.)

Vermutlich hat Pestalozzi ebenso wie seine Zuhörerschaft auch die Fortsetzung in Matthäus 7 im Sinn, dass nämlich nicht alle, die Jesus «Herr» nennen, auch wirklich innerlich zu ihm gehören. Und möglicherweise assoziiert man auch die Aufforderung Jesu aus Joh. 15,4, an *ihm*, dem Weinstock zu bleiben, weil es ohne ihn unmöglich sei, Frucht zu bringen. Prophezeiung und Mahnung liegen jedenfalls nahe beieinander. Bei Pestalozzi zu bleiben, verheisst fruchtbringendes erzieherisches Wirken; ihm nur dem Scheine nach anzugehören, führt ins eigene Verderben.

Pestalozzi nutzt allerdings nicht nur *Worte* Jesu und damit in gewisser Weise die Kraft von deren Autorität, sondern er zieht auch Parallelen zwischen beider *Leben*.

Als Jesus mit seinen Jüngern beim Abendmahl zusammensass, entstand unter den Jüngern ein Streit darüber, wer von ihnen der Grösste sei. Er machte ihnen klar, dass nicht der am Tisch Sitzende, der sich bedienen lässt, sondern der Dienende im Grunde der Grösste ist. Und so spricht Pestalozzi zu den Mitarbeitern:

> Nicht Ihr, die Ihr mit mir zu Tisch sitzet, nein, nein, Ihr, die Ihr mit mir die Menschlichkeit, Ihr, die Ihr mit mir Wahrheit und Liebe suchet und Eure Hingebung, Eure Aufopferung für Wahrheit und Liebe als Eure Pflicht [erkennet], Ihr, Ihr allein syt mein Haus. (NJ 15, PSW 23, S. 319.)

Nach dem Abendmahl rang Jesus im Garten Gethsemane um die innere Entscheidung für den Gehorsam gegenüber Gott bis zum Kreuzestod. Es war ein auch physisch anstrengender Kampf, der dadurch noch an Schärfe zunahm, dass die Jünger es nicht fertigbrachten, mit ihm wachzubleiben, und er sie immer wieder schlafend vorfand, wenn er bei ihnen Trost suchte.

Eine solche Kampfsituation sieht Pestalozzi offensichtlich unter den Anfeindungen seines Werkes von innen und von aussen auch für sich, wenn er – implizit – den äusserst starken Vergleich zieht:

> (...) noch nie war die Stunde des Kampfs so nahe! Doch ist keiner von Euch, der nicht gern, wenn ich krank wäre, einige Nächte an meiner Seite wachen würde. Wahrlich, ich habe lange für Euch gewacht, ehe ich dahin kam, Euch bitten zu müssen, daß Ihr nun auch einmal eine Stunde für mich wachet. Gewiß, gewiß, ich habe es lange, lange gethan; wäre es nicht wahr, Ihr hättet mich nie gesehen, Ihr stündet jetz nicht an meiner Seite und sähet mich in der tiefsten Noth meines Lebens, aufgefordert von Guten und Bösen zu einem Kampf, den ich ohne Euch nicht zu bestehen vermag. Es ist keiner von Euch, der sich hinlegen und schlafen will in der Stunde meines Kampfs. Freunde! Es ist keiner von Euch, der sich nicht seinem Herzen schuldig finde, den Kampf mit mir zu bestehen, zu dem uns alles, was dem Menschen heilig seyn kann, auffordert. (PSW 23, S. 45.)

Jesus wurde nach seiner Kreuzigung von vielen Vorübergehenden verspottet: «Anderen hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen.» (Matth. 27,42a.) – Diese Situation wandelt Pestalozzi in bezug auf sich dahingehend ab, dass selbst diejenigen, denen er geholfen *hat*, ihn verschmähen, als es ihm schlecht geht:

> Menschen, denen ich treulich gehulfen, sprachen zu mir: Hilf Dir selber, wir haben – wir sind – wir könen nicht; Du bist selber schuld, hilf Dir selber! Selbstsucht und Undank floß über meinem Haupte zusamen; ich war verlassen, und der, so mich verließ, sprach noch aus: Es ist ihm [nicht] zu helfen; wir verlieren unsere Zeit und unsre guten Jahre und richten nichts aus, er ist zu schwach. (NJ 15, PSW 23, S. 313.)

Er ist also nicht nur von Un*verständnis*, sondern auch von Un*dank* umgeben.

Und wie es Jesus in seiner Sterbestunde ausrief, ruft Pestalozzi Gott an: «Warum hast du mich verlassen?» (NJ 16, PSW 24B, S. 32.)

Wie Jesus «verworffen von der Welt» (NJ 15, PSW 23, S. 317), mag sich Pestalozzi durchaus *auch* von Gott mitunter verlassen gefühlt haben. Aber dass er etliche Worte aus der Leidensgeschichte *Jesu* selbstverständlich seiner Situation anverwandelt, wirft ein Licht auf die Bedeutung, die er dem Gelingen oder Misslingen seines *eigenen* Werkes beimisst. In dem Verworfenwerden durch die Welt liegt allerdings auch wiederum deren Selbstverurteilung. Denn ihrem Misskennen zum Trotz ist ja der «Stein, den die Bauleute verworffen, zum Ekkstein» geworden (vgl. Pfi 11, PSW 22, S. 65). Mit dieser Anspielung auf den 1. Petrusbrief 2,4 vollzieht Pestalozzi die bekannte Kehre aus der absoluten Schwäche zur absoluten Erhöhung.

Die Argumentationsfigur, Parallelen zwischen Moses sowie vor allem Jesus und sich selber herzustellen, entspricht in der Anlage dem grundsätzlichen Reden vom Beauftragten Gottes und von der Schwäche und Erhöhung dieses

berufenen Werkzeuges. Auch sie dient der Herstellung von Autorität, der Unterstützung von Erwartungsdruck gegenüber den Mitarbeitern.

Sie ist aber insofern etwas besonderes, als der Vergleich vor allem mit Jesus, bis in die Leidensgeschichte hinein, über die Selbstdarstellung irgend eines Berufenen hinausgeht. Wer den Sohn Gottes mit seiner in der Sicht des Christentums entscheidenden Mission, die Menschheit zu retten, zum Vergleich heranzieht, setzt seine eigene Bedeutung wohl auch recht hoch an.

Auch diese Argumentationsfigur kann durchaus vom Pietismus herrühren; denn durch die sehr intensive Thematisierung und Praktizierung einer persönlichen Nachfolge Jesu sind Gefühle der Gemeinschaft mit ihm bis hin zur Identifikation in bestimmten Situationen durchaus häufig. Allerdings bezieht sich das «Leiden mit Jesus» oder «Sterben mit Jesus» dann in der Regel auf Negatives, das der Christ aufgrund der Treue zu seinem Glauben erfährt. Insofern ist die *Figur* der Identifikation verständlich, die Parallelisierung des *Inhalts* dennoch gewagt.

Pestalozzi kann aber auch damit rechnen, dass zumindest pietistisch geprägte Zuhörer – das dürfte auf viele seiner langjährigen Mitarbeiter und Zöglinge zutreffen – von diesen Vergleichen stark angerührt werden. Für den Pietisten ist der «Herr Jesus» wohl einerseits Gottes Sohn, andererseits aber auch eine sehr konkret genommene Gestalt, eine Person, der man sich ganz individuell hingibt, der man nachfolgt, mit der man jeden Lebensschritt im Gebet bedenkt, von der man abhängt. Eine solche Beziehung zwischen Pestalozzi und seinen Mitarbeitern zu stützen, kann durchaus auch in der Wirkabsicht der Vergleiche gelegen haben.

Sicher ausgehen kann man davon, dass bei der guten Bibelkenntnis von vielen der Anwesenden – allein durch die zahlreichen Andachten, aber auch das für Pietisten obligatorische eigene Bibelstudium – nicht nur die eingeflochtenen biblischen Bezüge sofort erkannt, sondern auch damit zusammenhängende Bibelstellen assoziiert werden, wie z.B. bei faulen Früchten das Abholzen des schlechten Baumes.

Vor allem darf auch nicht der Autoritätsgewinn unterschätzt werden, der einem Reden zuwächst, das biblisch argumentiert, also als Autorität anerkannte Worte nutzt, um andere Botschaften zu transportieren.

## Exkurs: Der Tod des Beauftragten

Die Parallelen zu Jesu Leidensgeschichte enden notwendig an einer ganz entscheidenden Stelle. Der physische Tod wird für Pestalozzi das endgültige Ende seines Wirkens bedeuten. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Mann in seinem siebten Lebensjahrzehnt auch seinen nahenden Tod vor Augen hat und dass er sich Gedanken über den *Zustand* des Erreichten, über *Mittel, dem* zu Lebzeiten noch etwas hinzuzufügen, und über den *Fortbestand* nach seinem Ende macht.

Es darf aber mehr als ein gelegentliches Erwähnen und Bedenken darin gesehen werden, dass Pestalozzi in den Institutsreden knapp 200 mal von Sterben und Tod, davon ca. zur Hälfte von seinem eigenen spricht.[20]

Es ist vielfach belegt, dass bereits der junge Pestalozzi sein Ende nahen sah[21], bevor er in den Stand versetzt worden wäre, etwas für die Menschheit zu tun, wozu er sich ja bereits in sehr frühen Jahren berufen fühlte. Dennoch sollte ein solches Reden vom drohenden Tod nicht bloss als simple Manie betrachtet werden. Wer mit einem solchen Inhalt immer wieder die Öffentlichkeit sucht, der hat auch eine Botschaft.

Ein häufig wiederkehrendes Motiv ist der Todeswunsch. *Romantische* Todessehnsucht ist es *nicht*, die aus Pestalozzi spricht. Selbst an Stellen, wo er das Sterben ausdrücklich herbeiwünscht, hat dies nicht den Charakter des Sehnens nach Auflösung und Vereinigung.

Todessehnsucht demonstriert Pestalozzi seinem Institut in der Neujahrsrede von 1808, wo er den offenen Sarg und den Totenschädel postiert und vor diesen Symbolen die Ansprache eröffnet:

> Das alte Jahr ist verflossen; das neue ist da. Ich bin in Eurer Mitte, aber nicht mit dem Frohsinn, den meine Umgebungen zu erfordern scheinen. Es ist mir, ich sehe auch meine Stunde nahen. Es ist mir, ich höre die Stimme ob meinem Haupte: gieb Rechnung von Deiner Haushaltung, denn Du mußt sterben! –
>
> Kann ich mir sie geben? War ich ein Haushalter? War ich einer für Gott? War ich einer für die Menschen? War ich einer für mich selbst?
>
> Ich bin glücklich. Das Geräusch meines Glückes umsumset mich, wie ein Bienenschwarm, der einen neuen Sitz sucht, die Ohren des nahenden Wanderers umsumset. Aber ich werde sterben. Was ist dieses Sumsen für mich? Ich verdiene mein Glück nicht. Ich bin nicht glücklich. Das verflossene Jahr war nicht glücklich. Das Eis brach unter meinen Füßen, wo ich immer festen Schrittes auftreten wollte. Das Werk meines Lebens zeigte Lücken, die ich nicht ahndete. Das Band, das uns alle bindet, zeigte sich an Stellen, wo es am festesten geknüpft seyn sollte, locker. Ich sah Verderben einreißen, wo ich das Heil tief gegründet glaubte. Ich sah Mißmuth sich entfalten, wo ich die Ruhe sicher achtete. Ich sah die Liebe erkalten, wo ich sie lodernd heiß glaubte. Ich sah das Vertrauen schwinden, wo ich es brauchte, um leben und athmen zu können. Ich sah mich dem Herzen von Menschen entrissen, die ich bis an mein Grab mit dem meinigen eng vereinigt glaubte. Eine Freundin starb mir. Seht hier ihren Schädel. – Seht hier meinen Sarg. Was bleibt mir übrig? Die Hoffnung meines Grabes. Mein Herz ist zerrissen. Ich bin nicht mehr, was ich gestern war. Ich habe die Liebe nicht mehr, die ich gestern genossen. Ich habe die Hoffnung nicht mehr, die ich gestern hatte. Was soll ich mehr leben? Wofür bin ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet? Das Band ist zerrissen, das meinem Leben einen Werth gab. Der Traum ist verschwunden, der meine Sinne über meinen Werth und mein Glück täuschte. Was soll ich mehr in einer Welt thun, in der ich mich nur täuschte? (NJ 08, PSW 21, S. 3.)

Die Todessehnsucht, die aus diesen Worten zu sprechen scheint, ist zugleich *Klage* über Versäumtes, über Verluste und Enttäuschungen. Pestalozzi will, so zeigt ja auch der weitere Verlauf der Rede, im Grunde genommen dazu aufrufen, dass die Mitarbeiter ihr Verhalten im gegenüber und untereinander ändern; damit wäre der Grund für sein Sterbenwollen ausgeräumt.[22]

Eine ganz ähnliche Richtung verfolgt die Schilderung seines Sterbewunsches in der Neujahrsrede von 1815:

> Tausendmahl sprach ich es aus: Könte ich doch sterben, eh alles verlohren! Mein Gefühl ruffte den Tod, meine Nerven waren erschüttert, ich fand keine Ruh weder Tag noch Nacht, und doch konte ich nicht sterben! Ich sollte nicht sterben, aber ich beneidete den, der sterben konte, ich beneidete den, der starb, ich beneidete, wen ich ins Grab tragen sah! Ich folgte dem Leichnahm meiner Tochter wie ein Verwirrter, dessen Seele nicht mehr da ist; sie war nicht mehr da. (PSW 23, S. 315.)

Pestalozzi beschreibt im Anschluss daran, wie Gott sein Werk dennoch vor dem Untergang errettet hat, und mündet dann wiederum in einen Appell an die Mitarbeiter, ihm eben noch *vor* seinem Tode bei dem Vollführen seines Auftrags beizustehen:

> Freunde, Brüder, betet, daß unser Haus sich erhalte, daß es sich durch Euch erhebe, daß es sich äufne durch Euch, und auch, daß sich meine Hoffnung erfülle und das Jahr meiner Rettung auch das Jahr der Erfüllung meiner Hoffnungen werde und ich, eh ich sterbe, noch Ruhe feinde, in meinem einzigen Himel auf Erden, im Kreis armer Kinder! (A.a.O., S. 322.)

Was hier zum Ausdruck kommt, ist an etlichen Stellen belegt: Die Mitarbeiter werden in die Pflicht genommen, dafür zu sorgen, dass er in Frieden sterben kann, weil er sein Werk zuvor – soweit es an ihm liegt – vollenden bzw. es schliesslich getrost und zuversichtlich in ihre Hände legen kann. So sagt er beispielsweise Neujahr 1811:

> Freunde, wenn ich am Rande meines Grabes noch zu Euch hinblicken und zu mir selber sagen kann: Ich habe keinen von Euch verloren, so strahlt noch Heiterkeit aus meinem sterbenden Auge. Ich sehe den Geist meines Strebens in Euch lebendig fortwirken. Mein Tod ist mir dann leicht; er ist mir dann lautrer Schein. Ich sehe mein Leben in Euch fortwirken. (PSW 23, S. 32.)[23]

Vergleichbares äussert Pestalozzi auch in der «Rede zum Gedächtnis an Frau Pestalozzi»:

> Ich vermag nichts mehr ohne Ruhe und Frieden; aber mit Ruhe und Frieden vermag ich etwas; ich vermag noch das, was ich bedarf, um befriedigt in meine Grube zu sinken. Kinder, Freunde, Brüder, schenket mir Ruh für Arbeiten, an die ich meine leste Hand anlege! (PSW 24B, S. 83.)

Mit der Rede vom baldigen Tod wird also ein Szenarium heraufbeschworen, aus dem erkennbar wird, welche Gefahren für den Fortbestand des göttlichen Werkes das Sterben des Erwählten nach sich ziehen würde. Der von Gott Beauftragte ist eigentlich noch unverzichtbar, sein Weiterleben Bedingung dafür, dass Gottes Auftrag ganz erfüllt wird. Das heisst aber auch, dass die Mitarbeiter durch unterstützendes Verhalten oder aber Abkehr von ihm in die Verantwortung für die Vollendung oder das Scheitern des göttlichen Auftrages hineingenommen werden.

Diese Verbindung zieht Pestalozzi auch sehr ausdrücklich, wenn er das Bild vom eigenen Sterben zur Bedrohung des Werkes wendet; eben vor dem Sarg fordert er:

> Noch einmal, werfet Euren Blick auf meinen Sarg. Vielleicht enthält er in diesem Jahr meine Gebeine oder die Gebeine eines Weibes, das um meinetwillen alles Glück des Lebens mißte. Wenn wir sterben, so gedenket meines Kindes, wie meines Werkes. Es sagte mir Einer von Euch: Es ist wahrscheinlich das letzte Jahr, daß wir solche Freude feyern. Ich glaube es selbst. Ich denke mir die Wände, die heute in Lichtstrahlen Leben und Wonne reden, das nächste Jahr mit Trauertüchern belegt, weil dieser Sarg, der jezt da liegt, in die Erde gesenkt und ich oder mein Weib oder vielleicht beyde zu Grabe gebracht werden. Dann mögen unsere Gebeine ruhn und die Thränen Eurer Liebe und Eurer Verzeihung mein Grab benetzen; und Gottes Segen ruhe auf Euch. Ich gehe meinem Ende mit Ruhe und Hoffnung entgegen. Aber ich denke mir noch einen andern Trauerfall, dem ich mit Entsetzen entgegensehe. Ich denke mir den Fall, daß ich leben und mein Werk durch meine Fehler sinken und in sich selbst verfallen sehn müßte – - ich könnte es nicht ertragen; ich würde dann auch die Wände meiner Stube mit der Farbe der Trauer belegen und mich von dem Menschengeschlechte, dessen ich mich nicht mehr werth fühlen würde, für immer verbergen. (NJ 08, PSW 21, S. 8f.)

Doch es geht auch hier nicht wirklich um die Furcht des Erwählten, aus eigenem Verschulden könne das Werk zugrunde gehen. Wieder handelt es sich um die Figur der Selbsterniedrigung und der Erhöhung durch Gott, und wieder wird die Verantwortung den Mitarbeitern zugeteilt, denn die Rede lautet weiter:

> Doch ich ende das Bild meiner menschlichen Ansicht. Du, o Gott, bist höher als jede menschliche Ansicht. Mein Werk ist durch Dich ein Wunder in meinen Händen. Du hast es unter tausend Trübsalen errettet, Du wirst es auch unter dem gegenwärtigen, unter dem ich leide, erretten. Du, o Gott! wirst mir das Herz meiner Freunde wieder geben. Du wirst sie über alle Selbsttäuschung und über alle Selbstsucht, die mich an den Rand des Verderbens brachten, erheben. Du wirst in ihnen mächtig und ihnen gnädig seyn, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung bestanden, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke. (A.a.O., S. 9.)

Memento Mori in neuer Fassung: «Bedenket, dass *ich sterben* muss, auf dass *Ihr klug* werdet!»

Dieses rezeptionsfunktionale Mittel – vielleicht könnte man auch sagen: didaktische Mittel – führt Pestalozzi in der Tat so weit, dass er – wie bereits mehrfach erwähnt – die Rede zum Pfingstfest 1811 als fingierte Rede vom Totenbett aus abhält. Er empfängt die Institutsangehörigen mit den Worten:

> «Ich trette am Pfingstfest in Eurer Mitte auf, Freunde. Wenn ich einen Todestag wehlen könte, um noch vor meinem Sterben Euer Herz für unsre Vereinigung zu rühren und Eure Entschlüsse, den Endzwekken unserer Vereinigung bis an unser Grab getreu zu syn, zu bevestnen, so wählte ich den Tag dieses Fests. Ich kan ihn als meinen Todestag nicht wählen, aber ich kan mir denken, er sy es; – was hintert mich, in dieser Stunde mit Euch zu reden, als wenn ich morgen stürbe, und wozu kan dann mein Herz mich heute erheben, was kan dann meinen Geist umschweben, wohin muß dann der Drang meiner Gefühlen mich hinlenken, wovon kan ich in disem Augenblik voll syn als von dem Wort: Gottes heiliger Geist sy mit Euch allen? Was kan [ich] denn dem Wort hinzusetzen, als meine Threnen und meine Bitte: Weichet nicht von der Wahrheit, weichet nicht von der Liebe, weichet nicht von Gott? Und was soll ich Euch mehr sagen als: Gottes heiliger Geist sy mit Euch? Weichet nicht von der Wahrheit, weichet nicht von der Liebe, weichet nicht von Gott?
>
> Möchte mein Herz sich erheben, daß ich würklich dächte, ich rede in meiner letzten [Stunde] mit Euch. Möchte ich in diesem Augenblik ahnden und glauben, morgen, morgen sy ich nicht mehr in Eurer Mitte, also, daß mein lester Vatterdrang mich anwandelte und mich weit, weit über mein gewohntes Syn und Thun erhöbe, daß meine Worte noch den lesten Funken des göttlichen Lichts ausdrükten, das am Ende des Lebens so oft bym Menschen zu einem höhern Gefühl sich hebt und die Herzen der Umstehenden wie Gottes heiliges Wort selber anspricht! Möchte Gott mich erheben, daß ich im Geist dieser Stunde, daß ich in aller ihrer Liebe, in ihrer Treu mit Euch reden könte! Möchte Gott Euer Herz erheben, daß auch Ihr diese Stunde als die leste meines Lebens und mein jeziges Wort als das leste an Euch ansehen möchtet!
>
> Doch ich fordere von Euch keine Teuschung! Werde ich mich zum Sinn des sterbenden Vaters erheben, Ihr werdet den Sinn liebender Kinder nicht manglen!» (PSW 23, S. 61.)

Pestalozzi nutzt dieses Szenarium in der Tat zu Abschiedsworten, insbesondere appellativen Charakters, an die einzelnen Gruppen des Hauses, die Kinder, die herangewachsenen Zöglinge und die Lehrer.[24]

Neben diesen inszenierten «Memento-Mori-Situationen» lässt sich im Anschluss an den Tod seiner Frau sowie eines Mitschülers aufzeigen, dass Pestalozzi Sterben und Trauern als Bildungsmittel ansieht, um die – emotional tief gerührten – Kinder zu höherer Menschlichkeit anzureizen: «Wen das Todtbett von geliebten Menschen nicht weise macht, den macht nichts auf Erden mehr weise.» (NJ 16, PSW 24B, S. 42.)

Letztlich erinnern auch die vielen Hinweise auf den Tod und die Appelle angesichts der Begrenztheit des Lebens an etliche Reden Jesu. Zumindest kann auch im Zusammenhang mit der Verwendung dieses Motives wieder angenommen werden, dass viele der Anwesenden mit pietistischem Gedankengut sehr vertraut waren, dass ihnen die Rede von der Endlichkeit und Vergänglichkeit Angelpunkt täglicher Selbstprüfung darstellte und dass aus diesem Grunde in solche Zusammenhänge gebrachte Äusserungen auch auf stark emotionaler, irrationaler Ebene ihre Wirkung – zumindest vorübergehend – zeigen würden.

## Die Bedeutung der Schülerschaft

Welche Beachtung kam ihr eigentlich zu bei diesen Institutsreden? Wenn man das bisher Dargestellte betrachtet, war von den Schülern selten die Rede. Weder die «heilige Vereinigung» noch die «Arbeiter im Weinberg» schlossen sie mit ein.

Im Zusammenhang mit der Rede vom «egozentrischen Sprechen» Pestalozzis wurde bereits erwähnt, dass lediglich auf rund 1.100 Zeilen von knapp 6.000 die Schülerschaft angesprochen wird. Davon sind es etwa 600, in denen Pestalozzi nur zu *ihnen* spricht, *ihre* Belange und Entwicklung thematisiert, *sie* lobt oder mahnt. Das sind 10 % der gesamten Redezeit. Es ist nicht unerheblich zu sehen, dass der grösste Teil der Zuhörer – diejenigen, um derentwillen das Werk Pestalozzis eigentlich bestehen sollte – während 80–90 % der Redezeit die Rolle der Statisten einnehmen.

Worüber spricht Pestalozzi nun zu den Kindern?

Das Bruchstück der Neujahrsrede von 1807 gilt nach erfolgter Vereinigung der Gruppen aus Münchenbuchsee und Yverdon vornehmlich der Schülerschaft und thematisiert die Freude über das Zusammensein. In der Neujahrsrede von 1810 spricht Pestalozzi die Kinder in verschiedenen Altersklassen gesondert an und versucht, ihnen pädagogische Ratschläge für das kommende Jahr mitzugeben: Die Kleineren sollen ihr Kindsein geniessen, insbesondere viele Eindrücke der Natur aufnehmen; die etwas Älteren – zwischen 8 und 11 Jahren – sollen versuchen, noch «der Unmündigkeit nahe» zu bleiben (vgl. PSW 22, S. 337), um ihre Unschuld nicht zu verlieren; die 11- bis 14-Jährigen werden ermahnt, den Keimen «fleischlicher Begierden und irdischer Wünsche» (a.a.O., S. 339) zu widerstehen, und die Jünglinge werden insbesondere aufgefordert, nach all den Mühen, die an sie verwendet wurden, den jüngeren Kindern Vorbild zu sein und nach ihrem Ausscheiden gutes Zeugnis von ihrer Erziehung abzulegen. Je älter die Kinder sind, desto dringlicher werden die Ermahnungen.

Auch in den anderen Reden hat das Ansprechen der Kinder meist ermahnenden Charakter. Die von Besuchern und Kritikern der Anstalt bezeugten Autoritätsprobleme Pestalozzis und seiner Mitarbeiter[25] finden hier insofern

Bestätigung, als der Redner den Kindern Ungehorsam und Aufsässigkeit vorwirft, die sie ihren Eltern gegenüber nicht wagen würden (vgl. Pfi 11, PSW 23, S. 73).

Allerdings wird ihnen klarzumachen versucht, dass die Eltern sie dem Institut übergeben und damit ihrem Willen Ausdruck verliehen haben, dass nun Pestalozzi und die Lehrer die Elternrolle für sie einnehmen. Die Kinder sind also Pestalozzi und seinen Mitarbeitern den Gehorsam schuldig, der von ihnen in der Bibel gegenüber den Eltern gefordert wird. Im Hinblick auf das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, wird ihnen vorgehalten, dass sie «nicht gesegnet», «nicht glücklich» leben können, wenn sie ihre Eltern und damit das Gehorsamsein vergessen (vgl. NJ 12, PSW 23, S. 183).

Auch die Forderungen an die Kinder erhalten ihr Gewicht durch das Bemühen göttlicher Autorität:

> Wüsset Ihr, was Euch Eure Eltern das vergangene Jahr und alle Zeit Euers Lebens waren? Wüsset Ihr, was Gott Euch durch sie gethan? Seyt Ihr ihre Kinder, wie Ihr Kinder Gottes syn sollet? Habt Ihr ihre Wohlthaten genossen, wie Ihr Gottes Wohlthaten genießen sollet? Syt Ihr an ihrer Hand, syt Ihr durch ihre Wohlthaten, syt Ihr durch ihr Byspill und durch ihre Lehren geworden, was Ihr als Kinder Gottes werden sollt? Erscheint Euch das Leben an der Hand Eurer Elteren und an der Hand derer, die an ihrer Statt sind, als ein göttliches Leben? (...) Kinder, wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefodert werden. (NJ 15, PSW 23, S. 323.)

Wenngleich dieses direkte Ansprechen der Kinder unter dem Gesichtspunkt «Pestalozzi als Pädagoge» interessant ist und z.B. im Hinblick auf seine Auffassung der Vaterrolle hin untersucht werden könnte, so lohnt die Betrachtung kaum im Rahmen der Beschreibung *dieser* Institutsreden. Dazu sollten dann die anderen an die Kinder gerichteten Ansprachen mit herangezogen werden. Im Hinblick auf die hier untersuchten Texte nimmt das Ansprechen der Kinder – wenn man die Redeteile an die Jünglinge noch abzieht – so geringen Raum ein, dass eher *dieser* Tatbestand – Vernachlässigung *dieser* Zuhörergruppe – interpretationsbedürftig erscheint.

Pestalozzi war sich wohl dessen bewusst, dass grosse Teile der Reden für die Kinder nicht nachvollziehbar waren. An einer Stelle (NJ 15, PSW 23, S. 322) thematisiert er dies ausdrücklich:

> «Und Ihr, Kinder unsers Hauses, hingerissen von den Begegnissen der Zeit und von den Gefühlen, die der Rükblik auf das vergangene Jahr, die Erscheinung des heutigen Tags und der Hinblik auf das kömftige Jahr in mir rege gemacht, war meine Rede bis jez nicht an Euch gerichtet und ist sie Euch in vielen Stükken unverständlich, – ich wende mich jez an Euch, Kinder! Auch Euch ist das alte Jahr vergangen, auch Ihr trettet ein neues an. Kinder, Geliebte, auch Euch gebüret ein Rükblik auf die Vergangenheit, auch Euch gebüret Erhebung Euer selbst für den heiligen Augenblik der Gegenwart, auch Euch gebühret ein ernster Hinblik auf das komende Jahr und auf die komenden Jahre des Lebens!»

Aufs Ganze gesehen, scheint die Anwesenheit der Kinder bei diesen Reden von untergeordneter Bedeutung gewesen zu sein. Im wesentlichen ging es bei ihrer Ansprache um das Einfordern von Gehorsam zum reibungsloseren Ablauf des Institutslebens.

Den Jünglingen hingegen kam immerhin schon Gewicht zu für den Fortgang der Mission, die Ausbreitung des göttlichen Werks.

Ihnen gilt zumeist der Appell, sich ihrer Erziehung in Pestalozzis Anstalt würdig zu erweisen und fortan selber «im Dienste Gottes und der Menschheit» anderen «zum Segen» zu werden (vgl. NJ 16, PSW 24B, S. 41f.). Ein dabei besonders häufig verwandtes sprachliches Mittel ist das suggestiv eingesetzte «Ihr werdet», «Ihr könnt» bzw. «Ihr wollt»:

> «Jünglinge, mein Herz erhebt sich in der Hoffnung, Ihr werdet in diesem Jahr der Segen meines Hauses werden. Ihr könnet es und Ihr wollet es, Ihr könnet und wollet unter unsern jüngern Zöglingen dastehen, als ihre ältern Brüder, als Vollendete in dem, wo diese noch unvollendet, als erzogen, wo diese noch unerzogen, als gebildet, wo diese noch ungebildet, als der Liebe gewohnt, wo diese noch in der Liebe zu üben sind, als der Wahrheit kundig, wo diese ihrer noch unkundig, und als in der Sorgfalt geübt, wo diese noch der Sorgfalt bedürfen. Jünglinge, das könnet und das wollet Ihr in dieser Rücksicht uns seyn, so lange Ihr in unserm Hause weilet! Wenn Ihr einst daraus scheidet, welch ein Segen werdet Ihr uns werden, wenn einst, wenn Ihr zurücktretet in den Schooß der geliebten Euern, sie in Euerer Umarmung das Wort aussprechen, Ihr habet an unsrer Seite zugenommen an Alter, Weisheit und Gnade bey Gott und den Menschen.» (NJ 10, PSW 22, S. 341.)

Mit diesen Themen also befasst sich Pestalozzi in den 10% der Redezeit, die unmittelbar den Kindern gelten. Dennoch waren diese natürlich Zuhörer der gesamten Reden. Zumindest indirekt wurde ihnen sowohl durch Pestalozzis Selbstdarstellung als auch durch sein Reden zu den Mitarbeitern eine Ahnung von der Besonderheit und Heiligkeit ihrer Anstalt vermittelt. Fraglich ist, ob sie dies überhaupt schon verstanden, zumindest die kleineren unter ihnen.

Anzunehmen ist jedoch, dass die Atmosphäre der Reden sie nicht ungerührt lassen konnte. Dann muss allerdings gefragt werden, ob es pädagogisch überhaupt zu verantworten war, solches vor Kindern zu inszenieren. Dazu zählen z.B. die Rede vor dem offenen Sarg und die fingierte Sterbeansprache mit ihren düsteren, bedrohlichen Aspekten. Konnten die *Mitarbeiter* sich des Eindrucks, den diese Wirkmittel zu hinterlassen suchten, vermutlich längst nicht immer entziehen, so ist um so eher anzunehmen, dass das *kindliche Gemüt* zwischen Fiktion und Realität, zwischen rhetorisch eingesetzter Metapher und Wirklichkeit nicht unterscheiden konnte. Pestalozzi war dann in ihrer Wahrnehmung tatsächlich schwer krank, vom Tode bedroht.

Die Frage nach dem pädagogisch Verantwortbaren ist gleichermassen zu stellen im Hinblick auf die deutliche Offenlegung der Differenzen im Hause. Ist das permanente Reden von Uneinigkeit und Schwäche, auch der eigenen, und der grossen Hilfsbedürftigkeit nicht eher geeignet, bei Kindern die eigene Autorität zu untergraben?

## Schluss

Die Institutsreden scheinen überwiegend, wie gezeigt wurde, an die Mitarbeiter gerichtet gewesen zu sein, sowohl in den ausführlichen Passagen von Pestalozzis Selbstdarstellung als auch in den stark appellativ ausgerichteten Teilen.

Pestalozzi hatte zeit seines Lebens Autoritätsprobleme. An einer Stelle klagt er, er habe geglaubt, es genüge, die Mitarbeiter durch Liebe zu leiten, und habe versäumt, Gehorsam zu fordern.[26]

Wo weder väterliche Liebe noch belehrende Unterweisung noch eigene Führungsqualitäten auszureichen scheinen, um eine Anstalt von der Grösse und Heterogenität des Pestalozzischen Instituts zu vereinigen, wird die göttliche Autorität bemüht. Mit dieser Feststellung soll Pestalozzis Selbstsicht als Auserwählter Gottes nicht in Zweifel gezogen werden, auch nicht der Wert vieler seiner Schriften sowie die Beharrlichkeit und der Mut, ein solches Institut zu gründen und zu leiten, in Abrede gestellt werden.

Auffällig ist es aber, dass der Aspekt, Werkzeug Gottes zu sein, dermassen breit entfaltet und der religiöse Kontext so *massiv* beschworen wird. Dies scheint aus den dargelegten Gründen der Wirkabsicht zu dienen, Pestalozzis Autoritätsposition zu stärken und die Treue zu ihm und die Einigkeit untereinander einzufordern.

Mit pietistischen Denkfiguren und Sprachmitteln ist er bemüht, seine Führungsposition trotz seiner Schwächen oder gerade *aus diesen heraus* zu legitimieren. Unter Verwendung religiöser Begriffe und explizit biblischer Bezüge versucht er, eine Atmosphäre zu schaffen, in der Demütigung vor Gott und Neuhingabe an den Auftrag evoziert werden. Das Einbinden bekannter Bibelworte, insbesondere von Aussprüchen Jesu, erschwert die Distanzierung der Gläubigen unter den Zuhörern. Autoritäten verschmelzen.

Als sozusagen «letztes Mittel», um zum Gehorsam zurückzurufen und Gemeinschaft wiederherzustellen, dient die Erwähnung, bisweilen auch Inszenierung der Bedrohung durch den Tod, der das Scheitern der göttlichen Mission bedeuten könnte.

Die geistliche Überhöhung des Werkes als unmittelbar von *Gott*, der Funktion Pestalozzis als mit der Durchführung dieses Werkes *von Gott beauftragt* und der Verantwortung der Mitarbeiter als *von Gott Berufene*, deren Schwäche oder Auflehnung zur Sünde erklärt wird, entheben Pestalozzi, seine Idee und sein Institut gewissermassen der rational begründeten Kritik.

Pädagogisch wie auch ethisch muss eine solche Umfunktionierung religiöser Kategorien und pastoralen Sprechens zur Untermauerung eines Erziehungswerks und der eigenen Autoritätsposition als sehr fragwürdig angesehen werden.

Dass die Reden Pestalozzis *unmittelbare* Wirkung zeigten, ist durch Zeugnisse wie das eingangs zitierte von Blochmann belegt. Doch Blochmann verliess das Institut nach langem Ringen.

Die *Geschichte* des Instituts – *trotz* dieser Reden – zeigt, dass sie als längerfristiges Wirkmittel nicht taugten. Sie waren *nicht* geeignet zu verhindern, dass aus der innig erflehten «heiligen Vereinigung» eine «unheilige Allianz» wurde.

Doch sie werfen ein erhellendes Licht auf den Redner und seine Selbstdarstellung, mit der er unter den Institutsangehörigen lebte und zu wirken suchte.

Tragisch ist, dass Johannes Niederer – von Pestalozzi geliebt, umworben und umstritten – seine Trennung von Pestalozzis Institut Pfingsten 1817 ebenfalls im Rahmen einer solchen Hauspredigt bekannt gab. [27]

## Notes

1 Dieser Beitrag wurde am 10.02.1995 im Rahmen des «Pädagogischen Kolloquiums» Zürich vorgetragen.

1 PSW = Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Werke. Hrsg. von Artur Buchenau, Eduard Spranger und Hans Stettbacher. Berlin 1927ff und Zürich 1946ff. Die Ziffer hinter der Angabe PSW bezeichnet die entsprechende Bandnummer.

2 Stuttgart 1840, S. 40. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht urteilt J.E. Mörikofer: Diese Reden «geben uns das eigentümlichste und ergreifendste Sittenbild von Pestalozzi. Es thut sich darin eine seltene Beredsamkeit des Herzens kund, wo kindliche Demut und überwältigende Liebe mit dem Siegesjubel genialen Thatendranges, wo innere Zerrissenheit und erschütternde Selbstanklage mit der Erhabenheit einer großen Seele und eines edlen Willens wechseln.» (Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.)

3 Vgl. August Israel: Pestalozzis Institut in Iferten. Gotha 1900, S. 82f.

4 Diese Feststellung ist völlig wertfrei gemeint. Wer bewusst *Reden* hält, redet *bewusst*. Er nutzt sprachliche Mittel, um Atmosphäre herzustellen und Inhalte zu vermitteln, er weiss Gefühl und/oder Verstand anzusprechen, wo und wie es ihm geboten erscheint, und dies alles für seinen beabsichtigten Zweck.

5 Man findet in der Sekundärliteratur zu Pestalozzi – wenn überhaupt – punktuell solche positiven Beschreibungen wie die von Blochmann. Den Kritikern Pestalozzis oder zumindest Skeptikern – z.B. dem deutschen Mineralogen Karl von Raumer, der 1809–1810 die Anstalt in Yverdon besuchte und sich im Rückblick sehr differenziert äussert (vgl. Karl von Raumer: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3. Aufl. Stuttgart 1857, Band 2, S. 419–460) – wird in der Pestalozzi-Forschung weniger Beachtung geschenkt. Dabei könnten vielleicht gerade deren Zeugnisse einiges Erhellende beitragen zu den Ursachen des vermeintlichen «Scheiterns» von Pestalozzi – vielleicht gerade sie, die sich der begeisternden Botschaft seiner Erziehungsphilosophie, der Idee der Elementarbildung, anschlossen und den Menschen Pestalozzi bewunderten und die in Yverdon erleben mussten, welche persönlichen Hindernisse der Realisierung im Wege standen, ohne deshalb dem Wert von Pestalozzis Schriften Abbruch zu tun.

6 Im Stuttgarter «Morgenblatt» (Nr. 21, 1818) wird in einem Artikel «Über die Feier des Geburtstages Pestalozzis im Jahre 1818» berichtet, daß während der «Vorlesung (...) manches Auge in Tränen schwamm», als Pestalozzi seinem Institut «mit bewegter Seele seinen Willen, seine Hoffnungen und Wünsche» mitteilte. (Vgl. August Israel: Pestalozzi-Bibliographie. Band 1. Berlin 1903, S. 384f.)

7 «Ich trug Euch nicht, wie ich Euch hette tragen sollen, ich leitete Euch nicht, wie ich Euch hette leiten sollen. So oft und viel ich gegen den Vattersin fehlte, in dem ich täglich und stündlich unter meinen Kindern hette stehen sollen, so oft und viel fehlte ich gegen die Brudertreu und Bruderliebe, mit der ich Euch alle täglich Gott dankend umfassen sollte» (ebd.).

[8] Die Begriffe «lenken», «Lenkung» etc. werden in den untersuchten Reden 3 mal in pädagogischer Absicht und 1 mal im Hinblick auf das Wirken Gottes verwendet. «Regieren» und «Vorstehen» mit allen Ableitungen kommen gar nicht vor. Daß Pestalozzi nicht *einmal* von sich als «Vorsteher» spricht, verwundert angesichts der Tatsache, daß er in Publikationen diese Positionsbeschreibung durchaus für sich in Anspruch nimmt, so u.a. in seiner autobiographischen Schrift «Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten» (Leipzig 1826).

[9] Vgl. die Aussage Jesu: «Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete!» (Joh. 15,14)

[10] Wenn hier und im folgenden Bezüge zum Pietismus hergestellt werden, so deshalb, weil im religiösen Sprechen Pestalozzis seine Beeinflussung durch diese theologische Richtung (seinen Grossvater, seine Braut und Frau, vor allem aber Johann Caspar Lavater) besonders deutlich erkennbar wird.
Zwar lassen sich in seinen Schriften vermeintliche oder wirkliche Widersprüche zu biblischen Positionen feststellen; vgl. dazu z.B. die Kritik von Johannes Ramsauer in seiner «Autobiographie» (in: Das pädagogische Deutschland der Gegenwart. Oder: Sammlung von Selbstbiographien jetzt lebender, deutscher Erzieher und Lehrer. Für Erziehende. Hrsg. von Diesterweg. Band 1. Berlin 1835, S. 105–127), vor allem aber die vernichtende Streitschrift des Zürcher Theologen Johann Heinrich Bremi: «Bescheidene Fragen an das Pestalozzische Institut, veranlaßt durch dessen Appellation an das Publicum» (in: Zürcher Freitags-Zeitung, Nr. 39, 40 und 41, 1811), der Pestalozzi u.a. vorwirft, dem Kind das «elementarische Bewußtseyn seiner höhern Natur zu geben». Andererseits legt beispielsweise der preussische Eleve Johann Wilhelm Mattias Henning genau dieses Argumentation Pestalozzis biblisch aus: «Die Bibel hat die rechte Ansicht vom Menschen, von seinem Wesen, seiner Bildung, seinem Reifen für den Himmel, – die Bibel allein, was denn auch die ganze Geschichte bis auf den gegenwärtigen Augenblick bestätigt. Wer nach einer andern Ansicht das Kind behandelt, erzieht, unterrichtet – behandelt, erzieht, unterrichtet nicht naturgemäß, im höhern und eigentlichen Sinn. – *Biblisch* – *christlich* im Geiste Jesus – erziehen – verdient allein den hohen Namen: *natur*gemäß erziehen und unterrichten.» (J.W.M. Henning: Mitteilungen über Pestalozzis Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungs-Anstalten. In: Der Schulrath an der Oder, 14. Lieferung, 1817, S. 95.)
Was hier durch eine Analyse des Sprechens und Argumentierens Pestalozzis vor dem Hintergrund des Pietismus gezeigt werden kann, ist die Prägung seiner Denk- und Verhaltensmuster durch pietistische Strukturen und Erfahrungsweisen. Selbst bei möglicher inhaltlicher Distanzierung ist die starke Beeinflussung der Psyche durch die jahrelange Praxis – z.B. des Bibellesens und der Gewissensprüfung – unverkennbar. Eine kritische Analyse pietistischer Denk- und Lebensstrukturen bietet z.B. Martin Scharfe: Die Religion des Volkes: Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980.

[11] Allerdings ist auch der grosse Altersabstand von vielfach etwa 40 Jahren nicht zu übersehen, der also etwa zwei Generationen umfasst. Da diese Dimension das hier behandelte Thema überschreitet, sei das Problem nur angedeutet.

[12] Die einleitenden Sätze erinnern stark an den Topos der «Weltklage». Zu den von Pestalozzi verwandten Argumentationsfiguren und Topoi vgl. auch: Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. 2 Bände. 2. Aufl. München 1973.

[13] Karl von Raumer spricht in bezug auf Pestalozzis Darstellung «seines Hauses» von «Selbsttäuschung des Enthusiasmus»: «Bei einer höchst regen Phantasie ward von ihm das, wonach er sich sehnte, was er auch über kurz oder lang realisirt zu sehen hoffte, als in der Anstalt schon existirend gedacht und beschrieben. Im gegenwärtig Geleisteten sah seine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und

muthete auch Andern zu, solche Entwicklungen wohlwollend schon im Gegebenen zu schauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, besonders auf die Lehrer des Instituts.» (Geschichte der Pädagogik, Band 2, S. 432.)

14 Dieser Gedanke ist im übrigen – trotz zahlreicher diesbezüglicher Vorwürfe gegen Pestalozzi – keineswegs zwingend unpietistisch. August Hermann Francke, nach Philipp Jakob Spener zweite Hauptfigur des deutschen Pietismus, hat eine ganze Schrift der Frage gewidmet, ob das kleine Kind sich bekehren müsse, und er verneint diese Frage für den Fall, daß die Eltern von Anfang an das Kind im Glauben erzogen und damit seine Seite der Gottebenbildlichkeit entfaltet haben. Vgl. Bill Widén: Bekehrung und Erziehung bei August Hermann Francke. Abo 1967. Zu den entsprechenden erzieherischen Konsequenzen bei Francke siehe insbesondere: Peter Menck: Die Erziehung der Jugend zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten. Wuppertal 1969.

15 Zum Pietismus vgl. als grundlegende theologische Einführung: Martin Schmidt: Der Pietismus als theologische Erscheinung. Göttingen 1984. Als Einführung aus pietistischer Sicht siehe u.a. Erich Beyreuther: Geschichte des Pietismus. Stuttgart 1978. Vgl. ausserdem das in Anmerkung 10 erwähnte Buch von Martin Scharfe.

16 Der Gedanke der Vollendung der Schöpfung durch den Menschen mit Hilfe der Gnade, der auch bei Augustinus deutlich ist, klingt hier an.

17 Vgl. u.a. die autobiographische (Psycho-)Analyse von Tilman Moser: Gottesvergiftung. Frankfurt/Main 1989, in der er die psychischen Konsequenzen einer solchen selbstquälerischen Religiosität aufzeigt.

18 Karl Justus Blochmann an Renate Eibler. Yverdon 8. November 1812. In: Zentralbibliothek Zürich, Ms. Pestal. 970 a, Blatt 248; zitiert in: Gerhard Kuhlemann: Pestalozzis Erziehungsinstitut in Burgdorf und Yverdon. Frankfurt/Main 1972, S. 125.

19 Johannes Ramsauer: Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Oldenburg 1928, S. 267.

20 Pestalozzi bedient sich hier des Topos «Moribundus».

21 Von seinem möglicherweise frühen Tod schreibt er u.a. in einigen der Brautbriefe an Anna Schulthess. So heisst es z.B. in einem Brief vom Sommer 1767: «Der Zustand meiner Gesundheit ist ein neuer Punkt, meine Teure, der Ihre Aufmerksamkeit fordert. (...) Bei alledem dünkt mich (...) sehr wahrscheinlich, daß Sie mich weit überleben werden und ich verhehle Ihnen nicht einmal dieses.» (Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Briefe. Herausgegeben vom Pestalozzianum und der Zentralbibliothek Zürich. Band 1. Zürich 1946, S. 31.)

22 In diesem Sinne gleicht das Reden vom Sterbenwollen jenen Selbstmorddrohungen, die so offensichtlich ausgestossen werden, dass die Tat in jedem Fall verhindert wird, der Drohende aber Aufmerksamkeit und Zuwendung gewinnt.
Der Zusammenhang zwischen dem eigenen Tod und im Kontrast dazu der Hoffnung auf weiteres Wirkenkönnen wird beispielsweise auch schon deutlich in einem Brautbrief an Anna Schulthess: «Das Leben ist mit seinen größten Schönheiten ein Spill der Kindheit – und, o Gott, wenn keine Ewigkeit wäre, wie nichtig, wie klein wäre die Bestimmung des Mentschen! O meine Fründin, laß uns offt vom Tod, wie von allen unseren Hoffnungen reden.» (Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Briefe. A.a.O., S. 289)

23 Ganz selbstverständlich wird auch hier ein Vers aus dem hohepriesterlichen Gebet Jesu – Joh. 17,12 – umformuliert und eingeflochten.

24 Treibt ihn möglicherweise auch die Sorge, an seinem Lebensende werde niemand seine Abschiedsworte hören wollen?

25 Vgl. z.B. das Urteil von Johannes Ramsauer, einem ehemaligen Mitarbeiter Pestalozzis: «Je größer aber die Anstalt ward, desto größer und verschiedenartiger und widersprechender wurden auch die Forderungen der Eltern und desto ungleichartiger

die Lehrer, während Pestalozzi selber auffallend älter und schwächer wurde und dem Ganzen um so weniger vorstehen konnte, da er überhaupt gar nicht zu regieren verstand und ebenso wenig Organisator als Administrator war». (Memorabilien. Ein Vortrag, gehalten am Pestalozzi-Feste zu Oldenburg am 12. Januar 1846. In: Pestalozzische Blätter. Hrsg. von Ramsauer und Zahn. 1. Heft. Elberfeld und Meurs 1846, S. 14.)

26 «Ich bedurfte in meiner Stellung Gehorsam, aber ich liebte und glaubte nur, ich wußte nichts anderes, und wußte nicht, daß die Liebe nur den Edlen, daß sie nicht den Menschen gehorsam macht.» (NJ 15, PSW 23, S. 314.) Auch diese Aussage beinhaltet einen Vorwurf an die Mitarbeiter – nicht edel zu sein – und entledigt Pestalozzi damit wiederum der Verantwortung.

27 Blochmann beschreibt diesen Vorgang wie folgt: «Er that dieß öffentlich, indem er die im Betsaale des Schlosses von ihm zu vollziehende feierliche Confirmationshandlung dazu gebrauchte, oder vielmehr auf eine unverzeihliche Weise mißbrauchte, um in das Heilige der Weihe das Unheilige leidenschaftlicher Ausbrüche zu mischen und den armen, von seiner Absicht nichts ahnenden Pestalozzi in seinem Hause mit so kränkenden Worten zu überhäufen, daß dieser mitten in der Predigt empört aufstand, Niederer zurief, er sei da, die Zöglinge zu confirmiren und die Anwesenden durch diese Handlung christlich zu erbauen, aber nicht feindselige Verhältnisse zu berühren, und sofort die Versammlung verließ.» (Karl Justus Blochmann: Heinrich Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Leipzig 1846, S. 106.)

Wenngleich Pestalozzis Empörung Verständnis verdient, so drängt sich doch die Frage auf, auf welchem Umgangsniveau sich das Miteinander im «heiligen Werk» befand, daß Auseinandersetzungen nicht im persönlichen Gespräch zu klären waren, sondern auf die Kanzel «gehoben» wurden.

## Anhang: Aufstellung der untersuchten Institutsreden Pestalozzis

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Neujahrsrede 1807 | veröffentlicht 1807 in «Isis», 1823 bei Cotta |
| 2. | Neujahrsrede 1808 | veröffentlicht 1823 bei Cotta244 |
| 3. | Neujahrsrede 1809 | veröffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |
| 4. | Neujahrsrede 1810 | veröffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |
| 5. | Rede am Bußtage 1810 | Handschrift Pestalozzis, veröffentlicht 1841 von Fr.C.K. Burkhart |
| 6. | Rede zu Weihnachten 1810 | veröffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |
| 7. | Neujahrsrede 1811 | veröffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |
| 8. | Rede zu Pfingsten 1811 | Handschrift Pestalozzis, nicht veröffentlicht |
| 9. | Rede zu Weihnachten 1811 | veröfffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |

| | | |
|---|---|---|
| 10. | Neujahrsrede 1812 | veröffentlicht 1812/13 in «Einige meiner Reden» |
| 11. | Neujahrsrede 1815 | Handschrift Pestalozzis, nicht veröffentlicht |
| 12. | Neujahrsrede 1816 | Handschrift Pestalozzis, veröffentlicht 1828 in «Rossels Allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht» |
| 13. | Rede zum Gedächtnis von Frau Anna Pestalozzi | handschriftlicher Entwurf Pestalozzis |
| 14. | Neujahrsrede 1817 | Handschrift Pestalozzis, veröffentlicht 1828 in «Rossels Allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht» |

«Reden Pestalozzis» = J.H. Pestalozzi: Einige meiner Reden an mein Haus in den Jahren 1809, 1810, 1811 und 1812, und Bruchstücke einer Rede am Weihnachtstage 1811. Yverdon 1812/13

Cotta = Pestalozzis Sämmtliche Schriften. Stuttgart und Tübingen: J.G. Cottaische Buchhandlung 1823

# «Père», «maître», «directeur» – l'autoreprésentation de Pestalozzi dans le miroir de ses instituts à Yverdon

*Résumé*

J.-H. Pestalozzi en tant que directeur de ses instituts est une figure controversée. Dans cette contribution sont analysés les discours que Pestalozzi a adressés à ses élèves et collaborateurs à Yverdon, afin de mettre les mythes du «père», «maître» et «directeur» Pestalozzi en relation avec la réalité de la vie en institution. La question pincipale est de savoir par lesquelles de ces positions Pestalozzi se décrit lui-même le plus fréquemment. Il s'avère que celui-ci présente son œuvre avant tout comme une mission divine et lui-même comme un envoyé de Dieu. Un des buts principaux de cette interprétation personnelle paraît l'aspiration au renforcement de sa position d'autorité à l'institut.

## «Father», «teacher», «leader» – Pestalozzi's self-presentation in the mirror of his addresses to his institute»

*Summary*

Johann Heinrich Pestalozzi is a controversial figure as a head of his institutes. In order to bring the myths about the «father», the «teacher» and the «leader» Pestalozzi in relation to the reality of institutional life, this treatise analyzes Pestalozzis addresses to his pupils and his instructors in Yverdon; attention is focussed on how above all Pestalozzi described his position himself. It becomes obvious that Pestalozzi presents his work mainly as a divine mission and himself as God's delegate. One decisive aim of this self-interpretation might be to strengthen his authority in the institute.

## «Padre», «maestro», «guida» – l'autorappresentazione di Pestalozzi nei discorsi all'istituto di Yverdon

*Riassunto*

In quanto direttore dei suoi istituti Johann Heinrich Pestalozzi è una figura controversa. I discorsi fatti da Pestalozzi ai suoi allievi e collaboratori di Yverdon vengono perciò analizzati nell'intento di mettere in relazione i miti del «padre», del «maestro» e della «guida» con la realtà della vita di istituto. Un interrogativo centrale mira a sapere con quale di questi ruoli Pestalozzi descrive sé stesso più frequentemente. Dall'analisi appare come Pestalozzi cerchi di mostrare la sua opera come una missione divina e di rappresentare sé stesso come un emissario divino. Uno scopo essenziale di questa autorappresentazione sembra essere il rafforzamento della propria autorità all'interno dell'istituto.